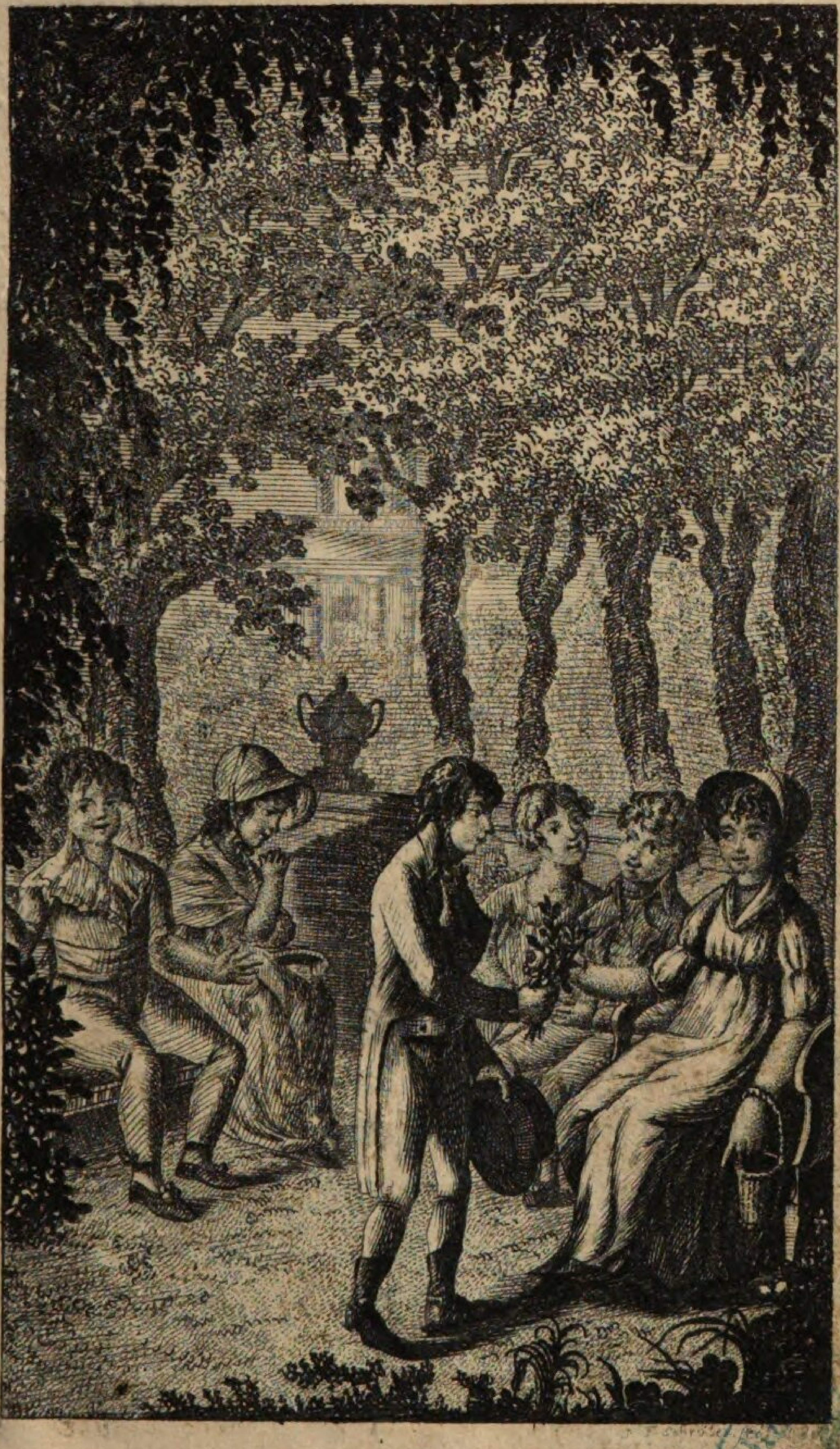
Schröter sc.



Vorrede.

Meine jungen Leser und Leserinnen!

Junge Menschen, die auf wahre Bildung Anspruch machen wollen, können unmöglich an den gewöhnlichen geistlosen Spielen so vieler gesellschaftlichen Zirkel ein lang anhaltendes Vergnügen empfinden. Der gebildete Mensch will auch selbst noch bey seinen geselligen Freuden etwas zu denken haben; er will auch dann immer noch auf eine angenehme Weise seinen Geist beschäftiget wissen, wenn er nicht mehr arbeiten kann und mag, und einer Erholung bedarf. So dachten Karl und Emile. Sie so wol, als auch ihre jungen Freunde wünschten daher einige neue Kinderspiele kennen zu lernen, die bey einer mannichfaltigen Unterhaltung doch nicht gedanken- und geist-

los seyn, aber auch nicht mehr Kenntnisse verlangen sollten, als man gewöhnlich von ihren Jahren fordern könne. Sie waren solcher Spiele, als: das Pfeifchen suchen, Kämmerchen vermiethen und dergleichen, herzlich satt und überdrüßig geworden. Sie wendeten sich an ihren Vater. Er hörte ihre Bitte nicht ohne Vergnügen, und indem er darüber nachdachte, was er seinen Kindern vorschlagen sollte, so fiel er auf den Gedanken, ihnen ein eigenes Gesellschaftskränzchen zu errichten. Dazu erwählte er nun seine und die Kinder seiner vertrauten Freunde. Das Kränzchen wurde eingerichtet. Es ging nach der Reihe herum, und wurde alle Sonntage gehalten. Und weil alle Mitglieder dieses Kränzchens Kinder von Eltern waren, die ebenfalls einen vertrauten Kreiß ausmachten, so herrschte nicht die Sprache eines steifen Ceremoniels unter ihnen, und man nannte sich traulich Du und Du. Eins der vorzüglichsten Gesetze war, daß an jedem Versammlungstage ein Mitglied aus dem vertrauten Zirkel ein neues Spiel mitbringen oder vorschlagen mußte, und wenn die

Reihe durch war, fieng es beym ersten wieder an. Bisweilen, es konnte fast nicht anders seyn, war ihr kleiner Vorrath aufgeräumt; denn das Neue ist gewöhnlich etwas selten. Ich, ein Freund dieses Kränzchens, half ihnen bisweilen aus der Verlegenheit, und so entstanden diese Spiele, die ihr hier, meine jungen Leser und Leserinnen, finden werdet. Das erste: das Frag- und Antwortspiel, ein sogenanntes Pfänderspiel, wird euch mit einer bessern Art und Weise bekannt machen, als die gewöhnliche ist, wenn ihr Pfänder auszulösen habt. Bey dem zweyten, Armer Blinder kannst du rathen? überschriebenem Spiele, werdet ihr eine nützliche Uebung haben; die Gründe warum? findet ihr in der Darstellung dieses Spiels selbst. Die Idee dazu gaben die so lehrreichen, angenehmen nnd glaubwürdigen Briefe des Herrn Domherrn F. J. L. Meyers aus Hamburg *) die unter dem

---

*) S. 126., 127 bis S. 144. wird der Herr Domherr Meyer durch einen Druckfehler, der in der Correctur stehen geblieben

Titel: Briefe aus der Hauptstadt und dem Innern Frankreichs, in Tübingen bey Cotta 1801 herausgekommen sind. Die Erzählungen in diesem Spiele von merkwürdigen, verdienstvollen Menschen, die das Unglück hatten, blind zu werden, dürften euch eben nicht überflüßig scheinen, wenn euch diese Sache so ernst wird, als sie Herrn Möhlmanns Kindern und ihren muntern Gespielen war. Wie ihr dieses Spiel lernen und ausüben sollt, davon bekommt ihr eine kleine Anleitung in dem Spiele selbst, die ihr finden werdet, wenn ihr es mit Aufmerksamkeit leset. Doch sind hier nur erst die Anfangsgründe gegeben worden; die Fortsetzung davon werdet ihr im zweyten Bändchen finden, das zu Ostern 1803 gewiß erscheint, worin ich euch noch mehr und noch weit wichtigere Vortheile an die Hand geben werde, um euch diese Uebung so leicht

---

ist, Herr von Meyer genannt. Damit man dem Verfasser nicht Unwissenheit oder Flüchtigkeit aufbürden möge, so zeigt er dieses hier an, da die Blätter mit diesem Druckfehler nicht leicht umgedruckt werden konnten.

und so sicher zu machen, als es nur mit wörtlichen Beschreibungen und Vorschriften geschehen kann. Auch eine oft fortgesetzte Uebung des dritten Spiels: Bunt durch einander! Oder: Lasse dich nur nicht stören! wird nicht ohne guten Erfolg für euere künftige Lebenszeit seyn; denn wen das kleinste Geräusch störet, wenn er etwas arbeiten will, der hat nicht nur selbst Aergerniß dabey, sondern macht auch Andern Verdruß. Das vierte: Das wohlthätige Wirthshaus überschriebene Spiel, soll euch viel mannichfaltige Unterhaltung verschaffen, sobald Ihr von merkwürdigen Städten und Ländern etwas zu erzählen wißt. Das fünfte: Die stummen Sprecher oder das Blumenspiel wird diejenigen, die sich einige Kenntnisse von Blumen, Pflanzen und Kräutern erworben haben, nicht ohne Vergnügen lassen; weil sie die Anwendung davon überraschen wird.

Sehr nothwendig ist noch folgende Erinnerung: daß keins dieser Spiele in diesem Bändchen ganz vollendet ist, und daß sie Alle durch die Fortsetzung in dem zweyten

Bändchen erst das werden können, was sie euch werden sollen. Wird nur jetzt euere Theilnahme geweckt, so hoffe ich, euch durch die Fortsetzung zufrieden zu stellen, und euch nach meinen Wunsche nützlich werden zu können. In dem zweyten Bändchen findet ihr noch sieben neue Spiele, die den Schluß von dieser kleinen Sammlung machen werden. Leipzig, am 8ten December 1802.

G. C. Claudius.

I.

Das Frage- und Antwortspiel.

Spielende Personen:

Karl } Geschwister.
Emilie }

Hannchen
Julchen
Sophie
Friedrikchen
Ludwig
Wilhelm
Adolph
Franz
Leopold.

Kinder aus verschiedenen Familien, bey Karln und Emilien zum Besuch.

Alle in dem Alter zwischen eilf und dreyzehn Jahren.

Karl. O, das ist doch allerliebst! Wir sind heute alle wieder so hübsch beysammen, als jüngst, wo wir so vergnügt waren.

Emilie. Was werden wir aber spielen, daß jedes unter uns Vergnügen, und keins Langeweile habe?

Hannchen. Wenn wäre uns die Zeit bey Dir lang geworden?

Emilie. Ich danke Dir für Deine Artigkeit.

Leopold. Wißt Ihr was? Spielt, was Ihr wollet, nur kein Spiel, das den Kopf angreift. Wenn man beym Spielen so viel nachdenken soll, als in den Lernstunden, da vergeht einem alle Lust. Wenn man spielt, muß man spielen, und wenn man lernen muß, da lernt man. —

Hannchen. Ja, ja, wir kennen Bruder Leopolden schon. Wo es am tollsten hergehet, da ist er am liebsten dabey. Langes Sitzen ist eben seine Haupttugend nicht.

Leopold. Wenn wurde ich bey einem Spiele im Freyen verdrüßlich, sage mirs ein Mal?

Hannchen. Freylich, wenn es ans Herumspringen geht, dann bist Du am ersten auf dem Platze, das ist allerdings wahr; wenn es aber etwas zu denken, etwas nachzusinnen gibt, dann gefallen Dir auch die Bewegungsspiele nicht lange mehr. Weißt Du jüngst bey —

Leopold (Sie unterbrechend). Ach, was da! was da! Ich könnte wohl zwanzig Gelegenheiten anführen, wo Du ebenfalls —

Karl (Sanft und gütig). Ach, stille, stille! Ihr entzweyt Euch nur durch diese eure Vorwürfe, und Ihr würdet unser Vergnügen gewiß endlich stören. Lieber Franz, schlage Du zu erst vor, was wir spielen sollen.

Franz. Laßt lieber Leopolden ein Spiel vorschlagen. — Man kann nicht wissen, was ihm Langeweile macht. Im Zimmer müssen wir bleiben, es ist draußen garstiges, häßliches Wetter.

Friedrikchen. Da wirds wieder neue Komplimente geben, das merke ich schon — Die schöne Zeit wird vergehen, und wir werden wenig gespielt haben. Laßt mich Euern Streit entscheiden; ich weiß, was Leopold am liebsten spielt —

(Emilie, Hannchen, Julchen, und die übrigen Alle rufen Friedrikchen Beyfall zu).

Karl. Und welches ist Leopolds Lieblingsspiel?

Friedrikchen. Das Frag- und Antwortspiel.

Leopold. Wirklich! Fritzchen hat's getroffen. Aber Karl oder meine Schwester müssen den Fragenden machen. —

Adolph. Und warum diese —?

Leopold. Höre Adolph, das muß ich dir ins Ohr sagen, denn die andern haben mich nicht gefragt.

Adolph. Nun?

Leopold (Adolphen ins Ohr). Siehst Du, meine Schwester fragt mich immer nur solche Dinge, die ich gewiß weiß, und Karl ist ebenfalls mein Freund, verstehst Du mich? Aber da ist Ludwig, höre, der ist ein frappanter Mensch — der fragt ins Zeug hinein, daß ich ihm noch bis auf den heutigen Tag die Antwort auf jede seiner Fragen habe schuldig bleiben müssen.

Adolph (Lacht überlaut) So? (Zu den übrigen in der Gesellschaft) Darf ich um eine nähere Erklärung des Frage- und Antwortspiels bitten?

Karl. Ach ja, ich erinnere mich; Du hast es noch nicht mitgespielt. Es ist also nöthig, daß man Dich mit den Regeln dieses kleinen Spiels bekannt mache. Einer aus der Gesellschaft macht den Fragenden. Dieser geht im Kreis umher, und fragt bald diesen, bald jenen, wie es ihm beliebt, ohne der Reihe zu folgen, wie die Spielenden sitzen. Wer nicht schnell die

Frage beantwortet, so bald sie geschehen ist, gibt ein Pfand.

Adolph. Das scheint nur ein leichtes Spiel zu seyn. —

Ludwig. O nein, es scheint nicht — es ist wirklich ein leichtes Spiel. Du wirst es hören, werde ich gefragt, so ist meine Antwort, schnell, wie der Blitz da. Ich wollte in einer Stunde tausend Fragen beantworten. —

Wilhelm. Höre, das möchte Dir doch schwer werden, wenn man Dich beym Worte halten wollte.

Ludwig. Das dächte ich eben nicht. Eine Stunde dauert lang. — Freylich, wer sich so lange besinnen wollte, als Du, der würde kaum funfzehn Mal antworten können; aber Du — und ich, zwischen uns Beyden ist gar ein großer Unterschied!

Adolph. Aber, wird nicht voraus gesetzt, daß einer nicht antworten darf, was und wie es ihm einfällt und beliebt?

Karl. Richtig! die Antwort muß eben so schicklich und treffend als geschwind erfolgen.

Adolph. Noch eins! Kann man fragen, was man will?

Emilie. Allerdings! Das macht eben das Lustigste bey diesem Spiele.

Adolph. Wäre es nicht besser, wir schränkten diese Vorschrift etwas ein?

Ludwig. Ich wüßte nicht, warum?

Adolph. Für einen Fremdling in Eurer heutigen Gesellschaft scheint es nicht ganz artig zu seyn, wenn ich Euern Gesetzen einige Abänderung wünschen möchte. Vielleicht beförderten sie aber doch das allgemeine Vergnügen.

Ludwig. Ach, das Spiel darf nicht geändert werden, es macht uns so schon Vergnügen genug. —

Adolph. Wie, wenn ich Dich Dinge fragen würde, von denen Du schlechterdings noch keine Kenntnisse haben könntest?

Karl. Darauf sind wir doch nicht gefallen.

Adolph. Es würde demüthigend seyn, wenn man die Reihe durchfragte, und jedes müßte die Antwort schuldig bleiben.

Ludwig. O, so schlimm würde es wol nicht seyn.

Adolph. Nicht? Gesetzt ich bin heute in meinen geographischen Lernstunden durch einen Theil Aegyptens mit meinem Lehrer gereiset, wenn ich nun meine Weisheit auskramen wollte, Ludwig, wie viel Pfänder würde ich bekommen?

Julchen. Nicht wahr, Bruder Ludwig, dann würde es so schlimm nicht seyn? denn in der Geographie bist Du trefflich bewandert.

Ludwig. Höre, Schwester, das will ich mir verbitten. Ich weiß, daß ich kein Held in der Geographie bin.

Karl. Also! Jetzt aber seyd ruhig. Um das allgemeine Vergnügen zu befördern, wollen wir Adolphs Bemerkung nützen,

und es sey hiermit ausgemacht, daß jede unserer Frage schicklich sey, und daß sie nicht Kenntnisse voraussetze, die nicht jeder unter uns haben kann.

Alle. Das ist schön.

Leopold. Nun kann mich doch Franz nicht so leicht wieder in Versuchung führen.

Karl. Können wir nun zu spielen anfangen?

Alle. Ja.

Karl. Hat niemand weiter etwas zu erinnern?

Alle. Nein.

Karl. Nun so laßt uns bunte Reihe machen.

Leopold. Ich setze mich zu meiner Schwester.

Sophie. Ich mich zu Adolph.

Ludwig. Und ich setze mich zu Friedrikchen.

Franz. Mit nichten. Friedrikchen ist meine Spielnachbarin.

Karl. Dachte ich's doch gleich, daß es neuen Streit geben würde. Um besser auseinander zu kommen, daß gar kein Streit entstehen kann, so sollen die Plätze verlooset werden. Ich mache zehn Loose; so viel sind Sitzende. Der Fragende geht bekanntlich in der Reihe umher. Fünf dieser Loose sind von 1 bis 5 mit ihren Zahlen bezeichnet, sind einzig für die Knaben bestimmt, und werden aus dem Hut von jedem gezogen. Andere 5 Loose ebenfalls von 1 bis 5 bezeichnet, bestimmen die Damen. Z. B. Adolph zieht Nr. 2 aus dem Hute, so gehört ihm die Dame zu, die das Loos, mit 2 bezeichnet, aus dem Hute gezogen hat. Man hat mich doch verstanden?

Alle. O ja. Recht gut.

Leopold. Es ist aber doch nicht hübsch, daß man nicht sitzen kann, wo man will.

Karl. Es ist aber artiger. Bey dieser oder jener würden Alle, bey einer andern wieder keiner sitzen wollen. Und so würde es auch wieder umgekehrt seyn. In

einer Gesellschaft, wie die unsrige, muß keins einen Vorzug behaupten, keins gegen den andern eine besondere Vorliebe äußern wollen. Kurz allgemein muß das Vergnügen seyn. Jetzt will ich die Loose machen. Wem mein Vorschlag nicht gefällt, schließe sich aus.

(Keiner wagt es sich auszuschließen. Karl macht die Loose. Die eine Classe für die Knaben mit den Zahlen von 1 bis 5 beschrieben, wirft er in den einen Hut. Die andre Classe ebenfalls mit 1 bis 5 numerirt, wirft er in den andern Hut. Die Knaben und die Mädchen ziehen die Loose, ordnen sich nun unter einander, und nehmen ihre Plätze ein).

Karl. Wer soll nun zuerst fragen?

Ludwig. Das hast Du Dir ja vorbehalten, denn Du hast kein Loos —

(Adolph, Hannchen, Julchen, Sophie und die übrigen Spielenden Alle rufen; Karl soll zuerst fragen).

Karl. Es würde mir lieb seyn, wenn ein Andrer dieses Aemtchen übernehmen wollte, damit Ludwig einsehen möge, daß ich mich nicht absichtlich zum ersten Frager habe aufwerfen wollen. Ich war zwar der Wortführer; aber mußte ich es nicht seyn,

damit wir geschwinder zu unserm Zweck kommen sollten?

(Alle rufen wieder: Wir bitten unsern Freund Karl, daß er das Aemtchen des Fragenden zuerst übernehme).

Karl. Weil die Aufforderung so allgemein an mich geschieht, so übernehme ich denn dieses Aemtchen recht gern. Ich bitte also nun um Aufmerksamkeit.

(Eine allgemeine Stille herrscht unter den Spielendens)

Karl (geht zu Ludwig und fragt) Wenn in einer Stunde tausend Fragen an Dich gethan würden, wie viel müßtest Du Antworten in einer Minute geben?

Ludwig. Wie viel in einer Minute?

Alle. Ein Pfand! Ein Pfand!

Ludwig. Kein Pfand! Kein Pfand! Es ist wider die Spielregel. Es soll nichts gefragt werden, was unsere Kenntnisse übersteigt. Wer kann das gleich ausrechnen?

Karl. Ich behaupte, meine Frage war nicht wider die Spielregel. Sagtest Du nicht vor einem Weilchen, daß Du in

einer Stunde tausend Fragen beantworten wolltest? So solltest Du ja auch wissen, wie viel Du in einer Minute beantworten müßtest.

Ludwig. Ey, das ist etwas ganz anders.

Karl. Die Gesellschaft entscheide.

Alle. Ludwig muß ein Pfand geben, das ist ganz natürlich.

(Ludwig gibt sein Pfand und ist verdrießlich).

Leopold. Ey, ey! Ludwig, Du bist häßlich angeführt worden.

Franz. Seht, was er für ein mürrisches Gesicht macht!

Ludwig. Es wird Euch auch nicht besser gehen.

Franz. Nun dann lachst Du über uns, wie wir über Dich lachen.

Ludwig. Nur muß Karl dem einen nicht leichte und dem andern schwere Fragen vorlegen.

Karl. Wie sie mir einfallen.

Ludwig. Nun weiter im Text.

Karl (zu Friedrikchen). Was führen sie für einen Wahlspruch?

Friedrikchen (schnell). Eile mit Weile!

Ludwig. Bey solchen Fragen wollte ich wol auch kein Pfand geben; denn wer hätte nicht einen solchen Wahlspruch immer in Bereitschaft?

Karl. Und Ludwig, Dein Wahlspruch ist?

Ludwig. Nun? mein Wahlspruch ist — ist

Alle (lachen wieder überlaut). Ein Pfand! Ein Pfand!

Ludwig. Höre, Karl, das ist nicht fein von Dir. Du hast's ordentlich auf mich abgesehen. Aber warte nur, komm ich an die Reihe, ich will Euch schon die Hölle heiß machen.

Karl (zu Hannchen). Was hat die verstorbene Kaiserin von Rußland zu allerletzt für ein Kleid getragen?

Hannchen. Ihr Sterbekleid!

Adolph. Das war wirklich eine gute Antwort auf eine sehr verfängliche Frage. Ich hätte gewiß ein Pfand geben müssen.

Ludwig. Die spielen dieses Spiel fast alle Wochen zwey, drey Mal, da läßt sich so etwas leicht merken.

Karl (zu Ludwig). Wie viel ist siebenmal neunmal drey?

Ludwig (schnell). Sechs und dreyßig —

Karl. Ein Pfand!

Ludwig. Nun? Rechne es anders, rechne besser.

Karl. Es ist falsch, bleibt falsch! Ein Pfand!

Die Meisten. Ein Pfand! Und die Frage war eben so leicht als bey dem Wahlspruch.

Karl (zu Leopold). Wie viel ist siebenmal neunmal drey?

Leopold. Drey und sechzig.

Ludwig. Ach ja. Drey und sechzig. Ich habe mich nur versprochen —

Hannchen. O nein, das glauben wir Dir nicht. Würdest Du wol Karln zugemuthet haben, daß er anders, daß er besser rechnen solle?

Julchen. Ja, ja, es geht meinem Bruder immer so. Beständig ist er mit seinem Mäulchen vornweg; beständig weiß er bald das, bald jenes besser, und wenns zum Treffen kommt —

Leopold (in Julchens Rede schnell einfallend). wird er ausgelacht. Dieselbe Frage hat Emilie vorige Woche schon an ihren Bruder gethan; er hätte die Antwort merken sollen, denn er war ebenfalls so gut dabey, als ich.

Ludwig. Aber hört, wißt Ihr auch, daß es sonst bey diesem Spiele Regel war, keiner durfte eine Frage zwey Mal thun? Karl ist also abgesetzt.

Ein Theil der Gesellschaft. Karl wird nicht abgesetzt.

Der andre Theil der Gesellschaft. Karl behält sein Aemtchen. Er hat absichtlich zwey Mal gefragt, um Ludwigen auf sich selbst aufmerksamer zu machen.

Hannchen. Wenn Karl Alle gefragt hat, dann erst fragt ein Andrer.

Ludwig. Nur bitte ich, mich nun in Ruhe zu lassen.

Karl (zu Julchen) Ihr Sprichwort?

Hannchen. Eine Schwalbe macht keinen Sommer.

Leopold. Ludwig blutet der Stich?

Karl. Leopold, Du kennst doch unser Gesetz? Bemerkungen dieser Art machen den Uebertreter des Vergnügens unserer Gesellschaft verlustig —

Julchen. Wir bitten, daß ihm die Strafe dieses Mal geschenkt werde.

Karl. Ich darf nicht entscheiden; das muß die ganze Gesellschaft thun.

Alle. Dies Mal sey Leopolden verziehen, wenn er sich wieder vergißt, wird er gestraft.

Karl (zu Sophieen) Wenn verbrennt ein Hemde nicht, würfe man es auch ins größte Feuer?

Sophie. Wenn es von Asbest gewebt ist.

Karl. Richtig!

Ludwig (der die Antwort flatterhaft angehört hat). Wie, wenn es aus Batist ist?

(Alle lachen ihn aus).

Karl. Du hast mit halben Ohren gehört. Deine Schwester nennte Asbest und nicht Batist.

Friedrikchen. Darüber möchte ich schon eine Erklärung haben.

Sophie. Damit wollte ich Dir gern dienen, wenn es nur der übrigen Gesellschaft nicht lästig wird.

Emilie, Hannchen, Wilhlm, Adolph, Franz. Liebe Freundin, wir bitten Dich darum, Du wirst uns nicht zur Last fallen; denn wer lernt nicht gern etwas neues?

Leopold. Auch ich bitte darum. Denn ich bin gar zu neugierig über das Hemdchen geworden, das sich nicht verbrennen läßt.

Sophie. Und was noch sonderbarer ist, das im Feuer sich reiniget und weißer wird.

Es giebt einen Stein, den die Naturforscher Asbest oder Amiant, oder auch wegen seiner Fasern, die sich fast wie Flachs spinnen lassen, Berg- oder Steinflachs, auch wol lebendigen Flachs nennen. Dieser Stein sieht schwarzgrün aus, und wird in den Gebirgen beynahe aller Länder unsers Welttheils gefunden. Er leidet im Feuer weiter keine Veränderung, als daß er etwas härter, meistentheils aber weißer wird. Man nimmt nur denjenigen Asbest zu dergleichen Arbeiten, der am längsten und am seidenartigsten ist, zerschlägt ihn in Stücke, und weicht diese so lange im warmen Wasser ein, bis sich seine erdigen Theile aufgelöset haben. Er wird, während er im Wasser liegt, oft umgewendet, und in so viel Faden als möglich mit den Fingern zertheilt. Man spinnt gewöhnlich zwey, drey Faden Asbest und einen Faden Flachs zusammen, so, daß jene diesen überziehen.

Hannchen. Hört, wie unsere Sophie das so deutlich hererzählt, als wenn

sie selbst solchen Steinflachs gesponnen hätte.

Sophie. Das habe ich zwar nicht; aber unsere Großmutter hat in ihrer Jugend einen Versuch damit gemacht, und wenn Ihr mich besuchen werdet, sollet Ihr einen Geldbeutel aus diesem Flachse gefertigt, mit euern eignen Augen betrachten.

Hannchen. Leopold, wäre ein Hemd von Asbest nicht ein Vorschlag zur Güte? die Mutter wollte Dir längst schon Hemden und Beinkleider von Eisenblech machen lassen.

Leopold. Hannchen sieh ein Mal! (Indem er mit dem Finger seine Nase zupft) Kann man nicht auch aus Asbest Strümpfe stricken?

Karl. Ruhe! oder ich berufe mich auf unsere Spielgesetze. (Zu Emilien) Welches Gewächs dient uns zu einem täglichen Getränke, und an andern Orten ersetzt es die Stelle des Flachses?

Emilie. Ich gebe mein Pfand. Das weiß ich wirklich nicht. (Sie gibt ein Pfand)

Nun aber bitte ich mir auch eine bestimmte Nachricht von diesem Gewächs aus.

Karl. Franz, was macht das Bier gut?

Franz. Der Hopfen.

Karl. Und dieses Gewächses bedienen sich die Schweden nicht selten statt des Flachses. Ihr wißt doch alle, wie der Hopfen wächst?

Sophie. O ja, ich und mein Geschwister wissen es wenigstens. Wir waren mit unsern Aeltern in der Gegend um Wittenberg, da wächst viel Hopfen.

Karl. Also wißt Ihr auch, wie Hopfenranken aussehen. Wenn man also in Schweden den Hopfen eingesammelt hat, so werden die Blätter von den Ranken abgelesen, und diese Ranken so lang, als bey uns der Flachs, geschnitten und in Bündel gebunden. Er wird dann auf eine besondere Art geröstet —

Ludwig. Was der uns wieder einmal weiß machen will! Wird man den

Flachs nicht wie die Mutter die Semmeln für unsere Suppen rösten!

Die Mädchen (lachen alle über Ludwigs Einfalt).

Hannchen. Nun nun! Das müssen wir ihm verzeihen; er ist ein Knabe —

Einige der Mädchen. Aber er trägt ja auch Hemden wie wir, und weiß nicht wie der Flachs zubereitet wird.

Leopold, Franz und Adlph (stecken die Köpfe zusammen) Laßt uns mäuschenstille seyn, sonst lachen die Mädchen uns eben so wie Ludwigen aus; denn wir möchten vielleicht eben so wenig wissen, als er.

Ludwig. O daß die Leinwand aus gesponnenem Flachs gewebt wird, das habe ich schon lange gewußt.

Hannchen. Laß lachen, wer will, ich will Dich belehren, wenn Dir anders etwas daran gelegen ist.

Ludwig. Kannst Du Deine Predigt kurz machen, so will ich Dir gern zuhören. Und wenn ich etwas von Dir gelernt habe,

will ich mich sogar bey Dir recht schön bedanken.

Hannchen. Es ist wol wahr, daß rösten in der Küche heißt, wenn man etwas auf dem Roste oder in der Pfanne über Kohlen bratet; aber bey der Zubereitung des Flachses bedeutet es, wenn man durch eine gewisse Gährung, die fast an Fäulniß grenzen muß, die Rinde von den inwendigen Flachsfasern ablöset, und die Fasern selbst dadurch so erweicht werden, daß sie nicht nur weißer werden, sondern sich bey den folgenden Bearbeitungen in feinere Theile zertheilen lassen müssen. Doch warte, Du sollst in einigen Tagen das alles selbst sehen. Meine Mutter wird ihre diesjährige Aerndte rösten.

Ludwig. Das soll mir lieb seyn. Recht viel habe ich freylich davon noch nicht verstanden, aber auch für das Wenige danke ich Dir.

Friedrikchen. Ich wünschte lieber die Nachricht von der Röstung des Hopfenflachses in Schweden zu erfahren.

Karl. Man befestiget ihn dort auf den Dächern der Viehställe, und läßt ihn den ganzen Winter über im Regen und Schnee liegen. Dann verfährt man damit wie bey uns. Diese Art Flachs soll zwar eine feste, nur eine etwas starke Leinwand geben. Das Gespinnst läßt sich jedoch schwer bleichen, und wird, wenn es zu lange gebleicht wird, sehr oft zerfressen. Man färbt es daher gemeiniglich, wenn man es nicht roh gebrauchen will.

Emilie. Gut Bruder! das will ich mir merken. Führe ich ein Mal meine eigene Wirthschaft, so ließ sich schon ein Versuch damit machen. Eine gute Wirthschafterin muß alles prüfen, woraus sich einiger Nutzen gewinnen läßt.

Karl. Du hast an unserer braven Mutter ein treffliches Vorbild. — Nun eine Frage an Dich lieber Freund Adolph. Wenn und wo hatten die Postillione Flügel?

Adolph. Diese Frage überrascht mich wirklich —

Ludwig. War das Deine ganze Antwort? Freundchen, Du bist nichts Besseres, als wir; wirst also so gut seyn, und ein Pfand geben.

Adolph. Ich weigere mich nicht. Aber Karl wird uns doch auch diese sonderbare Frage beantworten?

Karl. Das muß ich thun, wenn ich mein Aemtchen nicht mit Schanden niederlegen soll. In klein Asien bediente man sich ehedem der Tauben als Postillione oder Eilboten. Der Reisende, der den Seinigen gern aus der Entfernung einige Nachricht von sich geben wollte, nahm einige Tauben von seinem Taubenhause mit, und band einer nach der andern seine Briefe unter die Flügel. Er fütterte sie zuvor, ehe er sie absendete, aufs beste, damit sie der Hunger nicht reitzen sollte, unterwegs einzukehren; die Füße derselben badete er mit Essig, wodurch sie die Lust, sich zu baden, verlohren, denn wie leicht hätten sie sonst die Briefe durchnässen und verderben können, ob man gleich auch zu mehre-

rer Vorsicht diese Briefe mit Wachs überzog. Um ganz sicher zu gehen, machte man zwey Abschriften von einem Briefe und schickte diese mit zwey Tauben zugleich fort, im Fall ja die eine bey trübem Wetter sich verirren oder sonst verunglücken sollte, so kam doch die andere mit ihrer Nachricht glücklich an. Einen Weg, worüber der schnellste Fußgänger sechs Tagereisen zugebracht haben würde, legten sie in einem einzigen Tage zurück. Noch bis zu Anfang des verfloßnen Jahrhunderts wurden zwischen manchen Orten in der Levante, (der Halbinsel Kleinasien zwischen dem schwarzen und dem mittelländischen Meere) festbestimmte Taubenposten angelegt und unterhalten. Es gab daselbst sogar gewisse Taubenpostämter, wo man diese Staffetten miethen konnte. Zu den Zeiten der Kreuzzüge bediente man sich dieser Geschwindposten öfters, und nur vor ein Paar Jahrhunderten noch leisteten sie dem Prinzen Wilhelm von Oranien während der Belagerung von

Harlem und Leiden mit glücklichem Erfolg sehr ersprießliche Dienste.

Leopold. Man hätte diese Postillione beybehalten sollen; denn die Tauben fressen doch bey weitem nicht so viel Futter, wie die Postpferde, und sind doch viel geschwinder —

Karl. Aber unsere Postillione, besonders die reitenden gehen doch richtiger und sicherer, wenn sie auch nicht so geschwind seyn sollten. Nun, Wilhelm, welcher Vogel hat mit einem gewissen Handwerk eine gleiche Benennung?

Wilhelm (legt den Zeigefinger auf seine Nase, und scheint sich besinnen zu wollen).

Ludwig. Ja, wer sich so lange besinnen will, als der, der dürfte wol selten um eine Antwort verlegen seyn.

Karl. Besser, man besinnt sich ein Weilchen, als daß man zu voreilig ist.

Wilhelm (der sich bald besonnen hat, ruft mit Freude) Der Schneidervogel. Aber

ich muß doch auch beweisen, warum man ihn den Schneidervogel nennt. In dem östlichen Indien wohnt ein kleiner sehr kleiner Vogel. Er ist fast noch kleiner, als unser Zaunkönig; ist kaum drey Zoll lang, sieht hellgelb aus, und wiegt höchstens neunzig Gran. In jenen Gegenden, wo er sich aufhält herrscht noch eine weit größere Feindseeligkeit unter den Thieren, als hier zu Lande. Da verfolgt eins das andere, und eins ist immer weniger seines Lebens vor dem andern sicher. Wie muß da nicht dem armen kleinen Schneidervogel zu Muthe seyn! Damit er nun in seinem Neste wenigstens sicher seyn könne, so hängt ers nicht ein Mal auf ein dünnes Aestchen, sondern an die äußerste Spitze eines schlanken Zweigs, der außer seinem leichten Körper auch nicht das geringste weiter tragen kann. Da sucht er sich ein abgestorbenes Blatt auf und näht es an ein frisches, das noch mit seinem Stengel am Baume sitzt, recht fein und geschickt an. Beyde Blätter geben dem Neste ein

tütenförmiges Ansehen. Zur Nähnadel dient ihm sein kleiner spitziger Schnabel und einige zarte Fäßerchen sind für ihn der Zwirn. Diese tütenförmige Höhlung füllt er mit seinen Flaumfedern und der feinsten Pflanzenwolle aus. Und so entgeht er jenen gefräßigen Raubvögeln, die ihm auf diese Weise nicht beykommen können.

Ludwig (zu Leopold) Wer hätte denken sollen, daß Wilhelm nicht eben so gut, als ich, sein Pfand werde geben müssen, und siehe da, er hat mich beschämt. Aber das träumt auch und sinnt und sinnt —

Karl. Und Ludwig sinnt nicht — Darum thut er besser, wenn er schweigt. Nun meine letzte Frage an Franz. Wem wächst das Bein von selbst wieder, wenn er es zerbrochen hat, ohne daß er einen Wundarzt braucht?

Franz. Dem Krebs.

Ludwig. Ist das richtig, ist das wahr?

Karl. Richtig und wahr.

Ludwig. Also schon wieder einer, der kein Pfand bringt; o das ist doch wirklich recht sehr fatal.

Karl. Nun lege ich mein Aemtchen nieder. Adolph hat das Loos mit I bezeichnet gegriffen; er sey der erste, der an meine Stelle tritt.

Adolph. Wenn es nicht anders ist, so muß ich denn schon in einen sauern Apfel beißen.

Ludwig. Ey, der kennt die Aepfel zu gut, als daß er in einen sauern beißen sollte.

Emilie. Ich freue mich. Adolph ist munter, aufgeweckt, witzig — er wird uns manches Späßchen zum Besten geben.

Adolph. Und wird, um sich Ihres Zutrauens würdig zu machen, sogleich mit seiner Frage bey Ihnen meine schöne Dame den Anfang machen. Z. E. Mein liebes Emilchen, was habe ich vor Augen?

Emilie. Schwarze, schöne, große Augen hast Du.

Adolph. Du gibst ein Pfand.

Emilie. Was, ich ein Pfand?

Adolph. Hilft nichts, Du gibst ein Pfand.

Emilie. Entweder ich selbst habe keine Augen im Kopfe — oder —

Adolph. Ich habe keine — nicht wahr? Dem mag seyn, wie ihm wolle? kurz Du bringst ein Pfand, denn Deine Antwort ist so falsch, so unrichtig —

Emilie. Aber ich rufe die ganze Gesellschaft auf, und frage sie, ob sie etwas anders sagen kann, als daß Du schwarze Augen hast?

Adolph. Ja, ja ich weiß wol, daß Emilie sich mit mir gern streiten will; aber das Mal hat sie nun ganz offenbar Unrecht.

Alle. Wie? was? sie hätte Unrecht? Nimmermehr.

Adolph. Und es bleibt dabey, und wird nicht anders, und kann nicht anders werden.

Hannchen. Nun so stelle Dich her, daß ich Dich mit Deinen rabenschwarzen Augen sehen, und mich zu Tode wundern kann, daß sie mit einem Mal grün geworden sind.

Adolph. Hannchen, ziehe Dich ganz behutsam zurück, oder Du mußt ebenfalls ein Pfand geben, denn ehe Du Dichs versiehst, thue ich dieselbe Frage an Dich, und dann ═══

Alle. Nun, das sehen wir doch wirklich nicht ein, was er damit will —

Adolph. So könnet Ihr nur Eure Pfänder ebenfalls in Bereitschaft halten —

Karl. Ach, mir geht ein Lichtchen auf! Richtig, Emilie muß ein Pfand geben.

Adolph. Drolliges Mädchen habe ich denn gefragt, was f ü r Augen ich habe? (Er legt auf für den Ton) Fragte ich nicht? Was habe ich v o r Augen. Sah ich Dich nicht recht bedeutend bey meiner

Frage an? Hätte ich da etwas Anders vor meinen Augen, als dich?

Emilie. Du Schalk! Auf dieses Wortspiel war ich nicht vorbereitet —

Adolph. Um Verzeihung! Es war kein Wortspiel, denn zwischen vor und für herrscht ein gewaltiger Unterschied.

Julie. Ja, ja bey Freund Adolph muß man nicht nur auf die Frage selbst im Ganzen, sondern auf jedes einzelne Wort merken.

Adolph (zu Karl) Es starb jüngst ein Mann von achtzig Jahren, und erlebte doch nur zwanzig Mal seinen Geburtstag.

Karl. Ganz natürlich; denn er war am 29 Februar gebohren.

Ludwig. Ein Pfand! ein Pfand!

Adolph (zu Ludwig) Warum ein Pfand?

Ludwig (sehr schnell) Es giebt alle Jahre einen 29 Februar, folglich hat der Mann auch seine vollen achtzig Geburtstage gefeyert.

Alle. Ein Pfand! ein Pfand giebt Ludwig und Karl giebt keins.

Ludwig. Seyd Ihr gescheut?

Alle. Ey, wir sind wol gescheut, aber Ludwig?

Leopold (halb schläfrig, gähnend) Je nun der giebt sein Pfand.

Ludwig. Ey, wenn Du mir vollends ein Urtheil sprechen wolltest!

Leopold. Ja, ja. Das kann ich. Aller vier Jahre giebt's nur ein Mal einen 29 Februar. Achtzig Jahre ist der Mann alt geworden, folglich hat er nur zwanzig Mal seinen Geburtstag gefeyert.

Alle. Leopold hat Recht.

Adolph. Und damit Punktum! (zu Hannchen sich wendend) Fürsten, Grafen, Edelleute, Ritterguthsbesitzer fahren mit Sechsen und Vieren, aber wer fährt mit Sieben?

Hannchen. Das ist wieder ein Scherwenzelchen nach Adolphs Art, ist vermuthlich wieder ein Wortspiel.

Ludwig. O, das ist prächtig, Hannchen muß auch ein Pfand geben.

Hannchen. Und macht keine Umstände weiter, giebt ihr Pfand gern, bittet sich aber dagegen Belehrung und Zurechtweisung aus.

Ludwig. Und das weiß Hannchen nicht? weiß ein Räthsel nicht aufzulösen, das in allen Bauernkalendern steht?

Hannchen. Und Du weißt es wol?

Ludwig. Freylich, weiß ichs. Der Siebmann fährt mit Sieben —

Karl. Was sich Ludwig nicht für eine wichtige Miene geben kann, wenn er ein Mal etwas weiß! Eigentlich verdiente er aber dessenohngeachtet eine kleine Züchtigung.

Ludwig. Ich wüßte nicht warum?

Karl. Er sprach so verächtlich von den Bauernkalendern. In manchem Bauernkalender stehen oft recht viel nützliche Sachen. Zum Beyspiel in dem Dahlen'schen, im Nürnbergischen Haushaltungskalender.

Ludwig. Ach, die habe ich in meinem Leben nicht gesehen.

Wilhelm (ganz bedächtlich) So muß also Ludwig die schlechten gelesen haben, weil er die bessern nicht kennet.

Leopold. Das kann wol seyn.

Ludwig (Leopolds langsame Sprechart etwas hämisch nachäffend) Das kann wol seyn —

Karl (warnend) Ey, ey — lieber Ludwig, das war sehr unartig von Dir —

Alle. Recht sehr unartig wars von ihm.

Sophie. Er sollte gestraft werden, sollte unsern Zirkel eigentlich verlassen müssen.

Adolph. Wenigstens sollte er Leopolden nicht nachspotten —

Ludwig. Was hat er aber für Recht, mir vorzuwerfen, daß ich nur die schlechten Bauernkalender kenne?

Leopold. Weil Du die Bauernkalender zuerst erwähntest. Und da Du die bessern nicht kennst, so mußt Du die schlechtern kennen, das ist der natürlichste

Schluß — Und bist Du nicht ein Liebhaber von schlechten Büchern?

Ludwig. Nun frage ich Euch alle, liegts an mir, wenn ein neuer Streit entsteht? Soll ich mir solche Unartigkeiten sagen lassen? soll ich zu den gröbsten Unwahrheiten und Vorwürfen schweigen? Wenn das ist, so meide ich Eure Gesellschaft sehr gern —

Leopold. Ich vertheidige mich. Meine Behauptung, daß Du ein Liebhaber von schlechten Büchern bist, ist weder eine Unwahrheit, noch ein ungerechter Vorwurf — denn hast Du nicht erst vorgestern noch den Eulenspiegel von einem herumziehenden Liederkrämer gekauft?

Ludwig. Und hast Du mich nicht gebeten, daß ich Dir ihn zum Durchlesen leihen möchte? Kannst Du das läugnen?

Adolph (nimmt seinen Hut und setzt ihn mit komischer Laune auf). Der Präsident bedeckt sein Haupt, gebietet Ruhe und deutet dabey zugleich an, daß der, welcher wieder Anlaß zu dem kleinsten Streite giebt, so

wie auch der, welcher diesen Streit fortführt, die Gesellschaft ohne weitere Widerrede verlassen soll. Wornach sich zu achten. — Und nun weiter im Text! Mein liebes Friedrikchen, welche Leute stehen auf den Köpfen und Beinen zugleich?

Friedrikchen. Wärst Du aber auch mit Deinen sonderbaren Fragen! — da hast Du nur ein Pfand. Am Ende werden wir Dir wol Alle Pfänder geben müssen.

Adolph. Gieb nur Dein Pfand. Wenn Du verschont geblieben wärest, so würde man mir eine gewisse Partheilichkeit Schuld gegeben haben. Ist Dir diese Frage auch neu, so ist sie darum nicht so schwer, daß man sie nicht beantworten könnte. Du selbst gehörst zu den Leuten, die schon oft auf dem Kopf und den Beinen zugleich gestanden haben.

Friedrikchen. Ich? Nun das ist doch nimmermehr wahr. Nie habe ich auf dem Kopf und den Beinen zugleich gestanden.

Adolph. Stelle Dich nur an einen klaren Teich und sieh ins Wasser, so wirst Du darin auf Deinem Kopfe und vor dem Teich auf Deinen Beinen stehen.

Friedrikchen. Dann hast Du Recht.

Wilhelm. War Adolphs Frage bestimmt genug?

Karl. Der Witz sucht nur Aehnlichkeiten auf.

Adolph (zu Julchen). Wenn kann man das Wasser in Sieben tragen?

Julchen. Ich möchte wol wissen, wer in einem Siebe das Wasser fortbringen könnte, ohne daß es herausliefe?

Adolph. Wenn Du Dein Pfand gegeben haben wirst, sollst Du es erfahren.

Julie. Hier ist mein Pfand.

Adolph. Wenn das Wasser gefroren ist, kann man es sehr gut in einem Siebe fortbringen —

Alle. Das ist richtig.

Adolph (zu Ludwig). Welcher Weg wird nie staubig?

Ludwig. Der immer gekehrt wird.

Adolph. Falsch.

Ludwig. Sobald mir das Gegentheil nicht bewiesen wird, so gebe ich kein Pfand.

Adolph. Wenn ich Dir erst das Unrichtige in Deiner Antwott beweisen soll und muß — nun gut, so will ich es thun. Sage, Ludwig, kann man etwas wegkehren, wenn es zuvor nicht da war. Also man mag einen Weg so oft kehren, als man will, so war zuvor Staub da, und es wird auch wieder Staub hinkommen. Siehst Du das ein? verstehst Du mich?

Ludwig. Ja, wenn man's so nimmt! Und doch gebe ich nicht eher ein Pfand, als bis Du mir eine Antwort giebst, die mir Genüge leistet und gegen welche ich nicht eben dasselbe einzuwenden habe, was Du gegen die meinige einwendetest.

Adolph. Deine Forderung ist gerecht. Ich behaupte, jeder andere Weg in der Welt wird staubig, aber der Weg über's Wasser wird es nie.

Ludwig. Noch gebe ich kein Pfand.

Alle. Warum?

Ludwig. Giebt's wol einen Weg übers Wasser?

Adolph. Allerdings! So gut die Fuhrwagen ihren Weg zu Lande haben, eben so gut haben die Schiffe übers Wasser ihren Weg. Z. E. Ein Schiff geht zu Wasser von Dresden nach Magdeburg, von Magdeburg nach Hamburg, von Hamburg nach London, oder von Hamburg nach Amsterdam; wer aber von einem Orte zum andern will, der muß den Weg dahin wissen. Und den wissen die Schiffer auch eben so gut, wie wir, die wir den Weg von einem Orte zum andern gehen, oder fahren. Siehst Du das nun ein?

Ludwig. Ja. Und nun erst gebe ich mein Pfand.

Adolph (zu Sophieen) Welche Scheren kann der Scherenschleifer nicht schleifen?

Sophie. Die Krebsscheren.

Adolph. Richtig. (Zu Wilhelm) Wem wächst sein zerbrochenes Bein wieder, ohne daß ein Wundarzt etwas dazu beyzutragen hat?

Wilhelm (bedächtlich) Dem armen Invaliden, dem das Bein weggeschossen worden ist.

Adolph. Je nun, wenn man die Antwort gelten lassen wollte, es müßte schon gehen.

Ludwig. Da höret man's doch, daß Ihr den Mantel nach dem Winde hängt. Bey Wilhelm heißt es: — Je nun, wenn man die Antwort gelten lassen wollte, es müßte schon gehen; bey mir hingegen würde es geheißen haben: Ludwig muß ein Pfand geben.

Adolph. Wilhelm soll sich rechtfertigen, und uns seine Antwort erklären — Will nicht dasselbe auch die übrige Gesellschaft?

Alle. Allerdings. Wir müssen Wilhelms Auslegung hören —

Karl. Man kann sehr oft eine Frage auf zweyerley Art beantworten, und jede Antwort kann richtig und gültig seyn.

Wilhelm. Manchem braven Soldaten wird im Kriege das Bein abgeschossen, und er muß mit einem hölzernen Beine vorlieb nehmen. Das hölzerne Bein wächst ihm aus jedem Holzstamm — Ist Noth am Mann, so kann er sich, wenn dieses hölzerne Bein zerbrechen sollte, ohne eines Wundarztes zu bedürfen, ein zweytes, drittes vielleicht selbst schnitzen —

Adolph. Wie entscheidet die Gesellschaft?

Alle. Wilhelm soll kein Pfand geben. Seine Auslegung läßt sich hören.

Emilie. Doch muß uns Adolph auch seine räthselhafte Frage auflösen.

Adolph. Die Füße oder die Beine der Krebse wachsen von sich selbst wieder, wenn sie solche zerbrochen haben. Nun bin ich die Reihe durch — Doch nein, bald hätte ich vergessen, meinen lieben

Franz zu fragen. Sage, welcher Wald trägt kein Laub?

Franz. Doch gewiß nur der Tannen- der Fichtenwald — denn diese Bäume tragen statt der Blätter Nadeln —

Adolph. Richtig. Nun bin ich abgelöset. Wer nimmt meine Stelle ein?

Karl. Ludwig kommt nun an die Reihe.

Ludwig. Wäre es nicht artiger, wenn man, nachdem zwey Knaben schon genug gefragt haben, nun auch die Mädchen fragen ließe.

Die Mädchen. Spielregel ist und bleibt Spielregel. Wir bescheiden uns gern. Ludwigen traf das Loos, Ludwig übernehme die Stelle des Fragenden.

Ludwig. Wer es nicht wüßte, daß ihr Mädchen lieber plaudertet, als schwiegt.

Emilie. So gern wir übrigens plaudern, so wollen wir jetzt doch lieber schweigen und nur dann antworten, wenn wir gefragt werden.

Ludwig (mit wichtiger Miene) Ihr habt doch Alle noch Pfänder genug bey Euch?

(Die Mädchen lachen).

Ludwig (zu Karln) Welcher unter den Löwen ist der kleinste?

Karl. Der Ameisenlöwe.

Ludwig (sich verwundernd) So? — Hm! Hm! Ich sehe schon, ich werde etwas schwerere Fragen thun müssen.

Emilie. Wir sind in der größten Erwartung.

Ludwig (zu Emilien) Was in der Welt läßt sich in hundert und mehr Theile theilen und bleibt doch ganz?

Emilie. Das menschliche Herz.

Ludwig. Sonderbar. Das Mal glaubte ich ganz gewiß ein Pfand zu bekommen. Aber nun gebt Acht! (zu Hannchen) Was kann kein Mensch wieder erzählen?

Hannchen. Daß er gestorben ist.

Ludwig. Nun, das ist doch wahrhaftig toll. Wenn das so fortgehet, so kann's nicht fehlen, ich alleine nur habe die meisten Pfänder gegeben.

Alle. Das kann möglich seyn.

Ludwig (zu Julchen) Was nimmt ab, wenn man dazu thut.

Julchen (recht herzlich lachend, doch schnell mit ihrer Antwort) Das Loch.

Sophie. Ey, ey, mein lieber Ludwig, Du hast Dich sehr verrechnet. Wir waren in tausend Aengsten, wo wir Alle die Pfänder hernehmen sollten, die wir Dir würden opfern müssen —

Ludwig (sie nicht ausreden lassend) Schwester Naseweißchen antworte sie lieber. Was ist dem Menschen um zu leben, am unentbehrlichsten, und doch würden viele Menschen weniger unglücklich seyn, wenn....

Sophie. Die Zunge —.

Ludwig. Das ist zum rasend werden! Nicht ein Mal ausreden laßt Ihr mich —

Sophie. Wenn die Frage so alltäglich, so gemein, so bekannt ist, wie die Deinige, warum sollte man Dir nicht die kleine Mühe ersparen?

Ludwig. Als Schwester hättest Du mir doch immer den Gefallen thun, und schweigen können; aber warte nur, es stehet wieder zu vergelten —

Hannchen. Das ist auch wahr; der arme Ludwig dauert mich beynahe —

Ludwig. Nun! Nun! Diese Sprache verstehe ich schon. Laßt's aber gut seyn. Kommt Zeit kommt Rath! Lacht wie Ihr wollet, so viel Ihr wollet; wer zuletzt lacht, lacht am besten (zu Franz) Wo haben die Flüsse kein Wasser, die Städte keine Häuser —?

Franz. (lacht) auf den Landcharten.

Ludwig. Auch nicht ein Mal von dem phlegmatischen Franz ein Pfand zu bekommen, bey meiner Ehre! das ist schrecklich —

Franz. Wenn man auch so alltägliche, so abgedroschene Dinge zu Markte bringen will! In dem schlechtesten Bauerkalender sind sie schon längst verbraucht.

Ludwig. Nun nun! Du hast's eben nicht Ursache, mir die Bauerkalender wieder vorzurücken. Alle meine Fragen standen auch in andern hübschen Büchern, woraus sie in die Bauernkalender gekommen sind.

Franz. Also! Und eben diese hübschen Bücher haben wir auch, und zwar mit Aufmerksamkeit, gelesen.

Julchen. Und was das schlimmste bey der Sache ist, so fragte mein Bruder immer eben und dasselbe, so oft wir auch dieses Spiel gespielt haben. Er selbst ist also Schuld daran, wenn seine Fragen uns als abgetragene Kleider vorkommen müssen.

Franz. Ja, ja, es gehet mit dergleichen Fragen, wie überhaupt mit allem Witz. Wenn er verbraucht ist, machet er kein Vergnügen mehr.

Ludwig. Nun habt Ihr doch endlich des Moralisirens genug? Soll ich weiter fragen, oder nicht?

Alle. Du bist die Reihe noch nicht ganz hindurch, hast noch Wilhelm und Adolph zu fragen.

Ludwig (zu Wilhelm) Nun denn, so frage ich Dich: Es hat einen Mund aber keinen Kopf; Arme — und doch keine Hände; es läuft und hat doch keine Füße?

Wilhelm. Das sind die Flüsse — Ludwig, diese Frage war eben so wenig räthselhaft, als die vorigen, weil sie eben so bekannt ist —

Ludwig. Aber nun wette ich, Adolph soll mir ein Pfand geben müssen. Welcher Weg wird nie staubig?

Sophie. Ey, da ist er schön angekommen, dieselbe Frage hat Adolph schon gethan —

Ludwig. Habt Ihr aber nicht schon zugestanden, daß auf eine Frage zwey

richtige, gute Antworten möglich seyn können?

Karl. Ludwig hat Recht. Das ist zugestanden worden. Aber wird er sich behaupten können? Wie wird seine zweite Antwort beschaffen seyn?

Ludwig. Das muß meine Sorge seyn. Bestehe ich nicht, so habt Ihr das zum Voraus, mich auslachen zu können. Wer aber früher lacht, der muß ein Pfand geben.

Alle. Das wollen wir auch.

Ludwig. Nun, Adolph, weißt Du keine zweyte Antwort auf eine Frage, die Du selbst gethan hast? Ich sage eins, zwey, drey — und spreche ich drey aus, und Du bist mit Deiner Antwort noch nicht fertig, so giebst Du Dein Pfand und damit Punktum! Also eins — (Pause) zwey (Pause) drey!

Adolph. Ich gebe ein Pfand — Hier ist es.

Alle. Aber nun Deine zweyte Antwort auf diese Frage.

Ludwig. Der Weg, den Sonne, Mond und Sterne wandeln wird gewiß eben so wenig staubig als der über Flüsse und Meere.

Alle (stutzend)

Julchen. Den Beweiß!

Ludwig. Wer mich eines andern überführen will, der muß erst hinreisen.

Karl. Nun laßt Ludwigen ruhig. Frage und Antwort haben uns überrascht. Durch diese einzige Behauptung hat er uns Alle wieder mit sich ausgesöhnt.

Sophie. Ach, wenn sich Ludwig beherrschen und nicht so voreilig seyn wollte, er selbst würde mehr Freude haben, und Andere mit sich zufriedener machen. An Kräften fehlts ihm nicht, das hat ihm der Vater sehr oft gesagt; nur vergißt er sich so oft —

Ludwig. Schwesterchen, ist Deine Predigt nun aus? — Sagt, was Ihr wollet, und wenn Ihr mir Alle, Alle ohne Ausnahme hättet Pfänder geben müssen, sie wären mir nicht so lieb gewesen, als das einzige von Adolph.

Emilie. Vergönnet mir die Gesellschaft einen Vorschlag?

Alle. Recht gern!

Emilie. Wenn wir zu viel Pfänder haben, so fehlt es uns dann gewöhnlich an der Zeit, sie alle mit Muse und Vergnügen auslösen zu können. Wäre es nicht besser, wir lösten die bis jetzt eingesammelten Pfänder erst aus, und fingen dann das Spiel von neuem wieder an?

Ludwig. Seht, wie Emilie so fein ist! Sie fürchtet sich vor den Fragen, drum macht sie uns diesen Vorschlag.

Emilie. O nein, deswegen geschah es auf keinen Fall. Ich will gegentheils die erste seyn —

Alle. Nein, nein! Emiliens Bemerkung gefällt uns, Ihr Vorschlag ist uns willkommen —

Franz. Und der Einzelne in der Gesellschaft, der eine Ausnahme machen will, muß sich nach der übrigen Gesellschaft bequemen, oder — er ist unartig.

Adolph. Und darf ich bitten, daß Karl die Anordnung zum Auslösen der Räthsel angebe?

Alle. Ja, Karl soll sie machen. Karl, Karl soll sie machen —

Karl. Ich nehme diesen Auftrag mit Vergnügen an.

Karl. Hier sind einige kleine Rollen, worauf geschrieben stehet, was der Eigenthümer des Pfandes zur Auslösung thun soll. Diese zusammengerollten Zettel lege ich in Julchens, die Pfänder aber in meiner Schwester Strickbeutel. Zuerst wird das Pfand, dann der Zettel aus dem Strickbeutel genommen. Dieser wird vorgelesen, und dem Eigenthümer des Pfandes bestimmt, was er thun soll.

Julchen. Wollet Ihr mir erlauben, daß ich die Pfänder ziehe?

Alle. Wir wollen Deinem Wunsch nicht zuwider seyn.

Friedrikchen. Und meynt Ihr nicht, daß Karl den Vorleser mache?

Alle. Dieser Posten war ihm schon längst von uns zugedacht.

Ludwig. Sollte denn Karl der einzige seyn, der lesen könnte?

Sophie. Lesen können wir freylich Alle. Aber zwischen Lesen und Lesen ist ein großer Unterschied. Ob Du Dich, lieber Bruder unter die bessern Leser zählen darfst, bezweifele ich sehr, wenn Du die gestrigen Erinnerungen unsers Vaters nicht schon wieder vergessen hast.

Leopold. Es bleibt dabey, Karl liest vor.

Alle. Und wir bitten ihn, daß er den Anfang mache.

Wilhelm. Mir ist immer die Auslösung der Pfänder lieber, als das Spiel selbst.

Karl. Aber die Art, wie wir unsere Pfänder auslösen, weicht von der sonst bekannten Art gar sehr ab.

Wilhelm. Desto besser!

Karl. So ziehe denn Julchen das erste Pfand.

Julchen. (Sie zieht ein Pfand aus dem Strickbeutel, und hält es in ihrer Hand verborgen). Was soll das Pfand thun, das ich in meiner Hand halte?

Karl (zieht ein Zettelchen aus dem Strickbeutel) Der Eigenthümer, oder die Eigenthümerin soll eine kleine Fabel in Versen hersagen. Dabey habe ich zu erinnern: diese Fabel muß nicht einem jeden unter uns bekannt seyn. Ist das der Fall, so muß die Eigenthümerin, oder der Eigenthümer eine zweyte hersagen. Kann er nur diese einzige, so erhält er zur Strafe von jedem Spielenden zwey Schläge mit dem Plumpsack.

Ludwig (vor sich) Ich zittere. Wenn dieses Pfand das meinige wäre! Ich kann weiter keine Fabel auswendig, als die von Gellert: Phylax der so manche Nacht, Haus und Hof getreu bewacht rc., und, ich verwette Leib und Leben, die können sie alle auch auswendig.

Julchen (zeigt das Pfand öffentlich) Wem gehört das Pfand, das ich in meiner Hand halte?

Emilie. Das Pfand gehört mir. (Sie tritt hervor) Meine Fabel, die ich erzählen werde handelt von einer Fliege und einer Biene.

Zur Biene sprach die Fliege:
Geliebte Biene sprich,
Was machst Du, daß man Dich
Auf keinem Deiner Züge
Verfolgt und jagt wie mich?
Vor jeder Hand muß ich
Mein kleines Leben hüten.
Du schwingst Dich frey empor,
Holst ungestraft aus Blüthen
Den Honigsaft hervor.
Mir — streck ich meinen Rüssel
Nach eines Armen Brod,
Nach eines Reichen Schüssel,
Mir droht sogleich der Tod.
Ich glaube, könnt ich stechen,
Und mich, so scharf, wie Du,
An meinen Feinden rächen,
Man ließe mich in Ruh.
Du irrst: versetzt die Biene.

Was noch weit sichrer mich
In Schutz nimmt, ist, daß ich
Durch Fleiß den Menschen diene.

Julchen. Eine schöne Fabel!

Wilhelm. Eine lehrreiche Fabel!

Karl. War keinem von uns diese Fabel vorher bekannt?

(Eins nach dem andern spricht: mir nicht, mir auch nicht u. s. w.

Karl. Nun erst kann Emilie Ihr Pfand wieder bekommen.

Emilie. Es sey mir erlaubt, eine Bemerkung zu machen, die ich vorher verschwieg, damit man mir nicht gewisse Nebenabsichten zutrauen möchte. Einige dieser Gesellschaft spielen dieses Spiel zum ersten Mal in unserer Mitte Würde es nicht zu hart seyn, von ihnen zu fordern, daß sie wissen müßten, was wir wissen, die wir schon öftrer auf diese Weise unsere Pfänder ausgelöset haben?

Adolph. Wir danken Emilien für diese Bemerkung, und jene Regel soll dahin abgeändert werden, daß nur das Allzube-

kannte keinen Eingang finden und mit Strafe zurück gewiesen werden soll.

Karl. Ich rolle dieses Zettelchen wieder zusammen, und werfe es in den Strickbeutel — .

Ludwig. Wie? Ich denke, was herausgezogen ist, bleibt zurück, und kommt nicht wieder zum Vorschein?

Karl. Nein. Eben das macht die größte Lust —

Ludwig. Gesetzt, ich wüßte nur eine Fabel auswendig, und ich sollte eine zweyte hersagen?

Wilhelm. Wer unter uns würde auch nur eine oder zwey Fabeln auswendig wissen!

Ludwig (vor sich) Jetzt wünschte ich denn doch, daß ich auf eine feine Weise aus dieser Gesellschaft wegkommen könnte. Wie wird man mich auslachen!

Leopold. Aber, wo bleibt denn der Plumpsack? —

Ludwig. O, den will ich drehen. Ich bin ein Meister im Plumpsackmachen—

Sophie. Und dann schlägst Du zu, daß einem die Hände aufspringen möchten.

Julchen. Thut er das wieder, dann soll er es gewiß empfinden, daß auch wir Kräfte haben, und derb zuschlagen können.

Adolph. Um dergleichen Unfug zu vermeiden, werde ich selbst den Plumpsack drehen. (Adolph dreht aus seinem Schnupftuch einen Plumpsack) Das Spiel kann fortgesetzt werden; man störet mich in meiner Arbeit nicht.

Julchen (zieht ein Pfand und hält es noch verborgen) Was soll dieses Pfand thun?

Karl (zieht den Zettel) Soll die Geschichte einer merkwürdigen Person aus der Vorwelt erzählen.

Julchen. Wer ist der Eigenthümer dieses Pfandes?

Karl. Das Pfand ist mein. Ich werde meine Zuhörer mit der Geschichte des jungen Titus unterhalten.

Titus Antonius war ein junger angenehmer Römer. Wer mit ihm nur den

entferntesten Umgang hatte, fühlte sich zu ihm bald näher hingezogen, und empfand Achtung, Freundschaft und Liebe für ihn. Man wetteiferte allgemein untereinander, ihm die überzeugendsten Beweise der ungeheucheltesten Theilnahme an allen seinen Schicksalen zu geben. Vermögen hatte der gute Titus nicht; aber was brauchte er eigenes Vermögen zu besitzen, da ihm die Reichthümer aller derer, die ihn kannten, zu Gebote standen? So wenig er es wünschte, so überhäufte man ihn doch mit den ansehnlichsten, mit den glänzendsten Geschenken, und er ward in kurzer Zeit ein reicher, ein angesehener Mann. Reichthum, Ehre und Ansehen sollen schon vieler jungen Menschen Herzen verdorben haben; das aber geschah bey unserm Titus nicht, sie erhöheten seine Tugenden vielmehr. Er hatte einen armen, alten Vater. Dieser war so schwach, daß er nicht mehr allein gehen konnte. Titus verließ seinen Vater nicht. So oft der schwache Greis ausgieng, führte ihn sein dank-

barer Sohn. Kaiser Hadrian hatte einen Rath zusammen berufen. Titus Vater wünschte, bey dieser Versammlung gegenwärtig seyn zu können. Mit der zärtlichsten Ehrfurcht führte der Sohn den schwankenden Greis mit eißgrauem Haar und mit seinen vor Schwäche zitternden Gliedern in diese Versammlung. Den Kaiser rührte diese Erscheinung. Ein junger Mensch, der so viel Dankbarkeit, so viel Ehrfurcht für seinen alten Vater empfindet, muß ein guter Mensch seyn, dachte Hadrian, und er beschloß den guten Titus an Sohnes statt anzunehmen. Noch mehr! Hadrian beschloß, Titus solle einst der Erbe seines Kaiserthrons werden. Der Kaiser hatte sich nicht geirrt. Titus war ihm mehr, als er geglaubt hatte. Er ward krank. Unbeschreiblich war die Sorgfalt des Pflegesohns. Hadrian starb. Titus bestieg den Thron und ward der Seegen seiner Völker.

Julchen. Wilhelm, hier ist Dein Pfand zurück. Du hast Deine Sachen gut gemacht.

Alle. Karl hat seine Sachen gut gemacht!

Karl. Es ist mir lieb, daß Ihr mit mir zufrieden seyd. Ich hätte freylich eine Stunde lang von dem guten Titus erzählen wollen, allein es sind noch viel Pfänder auszulösen, und der Abend ist kurz.

Julchen (nimmt ein drittes Pfand aus dem Strickbeutel, und verbirgts in ihrer Hand) Was soll das Pfand in meiner Hand thun?

Karl (zieht den Zettel) Soll eine Fabel erzählen —

Julchen. Wem gehört dieses Pfand?

Adolph. Mein ist dieses Pfand —

Ludwig (vor sich) Dem Himmel sey Dank, daß abermals der Sturm bey mir glücklich vorüber gegangen ist. Wenn dieser Zettel aber zum dritten Mal zum Vorscheine käme — Ludwig, wie dann?

Adolph. Meine Fabel handelt von zwey Bauern.

Zwey Bauern Hein und Kilian
Die nachbarlich auf einen Jahrmarkt stiegen,

Durchstrichen einen Wald. Hein ging voran.
Jetzt sah er einen Sack mit Geld im Grase liegen;
Er rafft ihn gierig auf, und steckt ihn lächelnd ein.
„Das war ein schöner Fund, Herr Vetter Hein!“
Sprach Kilian: „der hilft uns auf die Beine.“
„Uns sagt ihr? wie versteht ihr das?
Das rechte Wort ist Euch“ — „Je nun, ich meyne,
Die Hälfte sey für mich“ — „Ey Spaß!
Der Fisch ist mein; ich hab ihn ja gefangen,“
Rief Hein. — Der Vetter lies die Flügel hangen,
Und schlich so stumm, als wär er selbst ein Fisch
Dem Sonntagskinde nach, als schnell aus dem Gebüsch
Ein paar verwegne Räuber sprangen.
Hein klapperte vor Furcht: „Was fangen wir nun an?
Wir sind verloren!“ „Wir?“ sprach Kilian:
Ihr irrt euch lieber Spiesgeselle
Das rechte Wort ist Ihr. „Husch flog er ins Gehölz.“
Hein konnte gar nicht von der Stelle.

Die Räuber fielen ihm mit Säbeln auf den Pelz;
„Geld oder Blut!" hieß es: — In Todtesangst versenket,
Gab er den Schatz und obendrein sein Kleid.
Wer, wenn das Glück ihm lacht, an sich nur denket,
Hat keinen Freund in Widerwärtigkeit.

Emilie. Von wem ist diese Fabel?

Adolph. Von unserm liebenswürdigen Pfeffel. Gefällt sie Dir, Emilie, so schreibe ich sie Dir ab, und Du giebst mir die Deinige dagegen.

Emilie. Recht gern. Sie scheint etwas schwerer zum Declamiren zu seyn, als die meinige.

Karl. Und man muß Adolphen Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß er sie recht gut hergesagt habe.

Julchen. Was soll das Pfand thun (indem sie es aus dem Strickbeutel hervorzieht) das ich in meiner Hand habe?

Karl (den Zettel aus dem Strickbeutel ziehend und lesend). Es soll sein Lieblingsliedchen singen.

Julchen. Und das Pfand gehört?

Hannchen. Mein. Das ist mir lieb. Ich singe gern. Hört also mein Lieblingslied, es ist das Lied eines zufriedenen Mädchens. (Sie singt):

Wem das Glück nicht viel gegeben,
Dem ersetzt es die Natur;
Sieh, wie auf der kleinsten Flur
Bienen unter Bienen schweben!

Hör ichs nicht im Haine summen?
Seh ich nicht den Abendglanz?
Darf bey meinem Frühlingskranz
Meiner Freude Lied verstummen?

Athm' ich nicht auch neues Leben,
Wenn der junge Lenz sich naht?
Macht nicht eine schöne That
Höher meine Brust sich heben?

Ist das Schöne und das Gute
Nicht auch schön und gut für mich?
Himmel! o, ich bitte dich,
Laß mich nur bey frohem Muthe.

Ludwig. Ach geht mir mit eurem Pfänderauslösen; da wird einem Zeit und

Weile lang. Zu was haben wir denn den Plumpsack gemacht?

Julie. Gedulde Dich nur Brüderchen; Du wirst bald genug an die Reihe kommen, und dann möchte der Plumpsack gewiß nicht unnöthig seyn.

Leopold. Eigentlich sollte Sophie blos um meinetwillen ein zweytes Liedchen singen, denn das eben von ihr gesungene haben wir seit vier Wochen fast alle Tage hören müssen.

Emilie. Hat Leopold schon vergessen, was unter uns ausgemacht worden ist? Keinem außer Dir war zuvor dieses Liedchen bekannt, und es hat uns recht wohlgefallen —

Karl. Hannchen hat es auch recht gut gesungen.

Julchen. Hannchen, nimm Dein Pfand zurück. Und nun — (ein Pfand aus dem Strickbeutel herausziehend) was soll dieses Pfand thun?

Karl (liest das herausgenommene Zettelchen): Soll einen Sittenspruch in Versen sagen.

Ludwig. Es muß doch alles bey Euch in Versen seyn! Da lobe ich mir die Pfänderauslösungen, wie wir sie bey unsern Nachbarskindern spielen. Z. B.: da muß einer die Fensterscheiben in der Stube zählen —

Hannchen. Und da zählt man: eins, zwey, drey — die andern sind dabey. Nicht wahr, das sind Dinge, wobey man sich den Kopf zerbrechen möchte? —

Julchen. Mich dauert der arme Schelm! Ich müßte meines Bruders Sachen nicht kennen, oder dieses Pfand ist sein.

Ludwig. Wahrhaftig das Pfand ist mein. Ey, wie froh bin ich, daß ich dieses Mal so wohlfeil wegkomme. Einen Sittenspruch in Versen weiß ich. Wenns sonst weiter nichts ist, da hats nichts zu bedeuten. Hört, und wundert Euch.

Wer niemals sich gesehnt, des Kummers bleiche Wangen,
Mit Rosen zu bestreun,
Der hat noch niemals angefangen,
Ein Mensch zu seyn —

Alle. Einen zweyten Sittenspruch, oder der Plumpsack kommt.

Ludwig. Wie, ihr Alle wüßtet diesen Sittenspruch?

Alle. Wir alle.

(Sie sagen ihn her).

Sophie. Nun, Brüderchen! soll ich den Plumpsack holen?

Ludwig. Gut, daß ich einen zweyten weiß.

Wer große Dinge treibt, der ist ein großer Mann —
Noch größer ist, wer sie entbehren kann.

Nun habt Ihr noch etwas einzuwenden?

Alle. Jetzt nicht.

Leopold. Ludwig, kommt Zeit, kommt Rath! Du hast noch zwey Pfänder darin —

Ludwig. Ja, ja; kommt Zeit, kommt Rath! Wir werden dann das Spiel weiter fortspielen, und dann wird Leopold gewiß nicht so leer ausgehen, als dieses

Mal. Ich werde darauf sehen, daß man ihn nicht wieder überhüpfen darf.

Leopold. Wie? man hätte mich überhüpft? Das ist im Leben nicht wahr.

Karl. Ludwig thut mir und Leopolden unrecht. Leopold berichtigte eine zwar nicht an ihn gerichtete Frage, und das war eben so gut, als wenn die Frage an ihn gethan worden wäre, weil er solche promt beantwortet hat.

Julchen. Bst! Bst! Ein neues Pfand. Was soll das thun?

Karl (leise) Soll eine lustige Anekdote erzählen.

Julchen. Wer bekennt sich zu diesem Pfande?

Friedrikchen. Ich bin die Besitzerin.

Ludwig. Dann doch erst, wenn Du es wieder hast?

Friedrikchen. Wer den Menschen nur nach dem Aeußerlichen beurtheilt, der irrt sich bisweilen sehr stark. Im verflossenen Jahrhunderte lebte ein großer Ge-

lehrter, Nahmens Conring. Dieser war in allen Fächern der Gelehrsamkeit so geschickt, daß er an seinem Hochzeittage seiner Braut die Wahl überließ, ob sie lieber einen Doktor der Theologie, oder einen Doktor der Rechte, oder einen Doktor der Arzneywissenschaft zu ihrem Manne haben wolle. Sie wünschte, daß er Doktor der Arzneywissenschaft werden möchte. Und das wurde er denn auch zu Helmstädt, und zwar mit großen Ehren. So groß nun des Mannes Gelehrsamkeit war, so klein und gebrechlich war sein Körper. Er war sogar nicht wenig buklig. Ein reicher, vornehmer Edelmann in der Gegend wird gefährlich krank. „Du mußt mir den großen Conring aus der Stadt holen. Wenn der mir nicht helfen kann, so bin ich verloren" sagte der Edelmann zu seinem Kutscher und ließ seinen Staatswagen mit seinen schönsten vier Pferden anspannen. Der Kutscher fuhr, kam in der Stadt vor Conrings Thüre und hielt. Conring stieg in den Wagen. Der Kutscher fuhr nicht

fort. Warum fährst du nicht? fragte Conrings Bedienter: „Ich warte auf den großen Conring" antwortete der Kutscher. „Er sitzt ja schon im Wagen" erwiederte der Bediente. „Was? will er mich zum Besten haben? Das kleine Männchen sollte der große Conring seyn?" rief der Kutscher und ward ganz böse. „Das ist und wird denn doch nicht anders," belehrte ihn der Bediente, „und fahre zu, oder —" „Bey meiner Seel!" rief der Kutscher, „wenn der ein großer Mann ist, so habe ich in meinem Leben keinen kleinen gesehen. Dem zu Gefallen hät' ich meine vier Pferde ganz ruhig können im Stalle stehen lassen, denn den hätt' ich wol auf meinen Armen fortgetragen."

Wilhelm. Das ist wirklich eine lustige Anekdote.

Julchen. Aber wie kommt ein Mädchen zu Anekdoten von gelehrten Männern?

Friedrikchen. Soll sich ein Mädchen die Ohren verstopfen, wenn bisweilen

in der Gesellschaft ihres Vaters dergleichen erzählt werden? Ich mag weder ein gelehrtes Mädchen seyn, noch scheinen. Verdrießt es Euch aber, daß ich diese Anekdote von einem gelehrten Manne erzählt habe, so mag solche für die jungen Herren da erzählt gewesen seyn. Euch will ich eine andere aus unserm Kreise erzählen.

Eine junge vornehme Gräfin, die in der Stadt erzogen worden war, kam einmal aufs Land. Man führte sie ins Feld spatzieren. „Sehen Sie, liebe Gräfin,“ sagte der Verwalter: „wie so schön hier der Flachs stehet —“ „Ey ja!“ antwortete die Gräfin. „Aber daneben stehet doch das Werg noch weit schöner,“ und zeigte auf ein großes, großes blühendes Erdäpfelfeld —

Hannchen. Nun bey meiner Treu! das hatte die Gräfin gut gemacht. Die muß doch ein wahres Gänschen gewesen seyn.

Emilie. Ach solcher Gänschen mags wol viel in der Stadt geben, die nicht wiß-

sen, wie der Flachs wächst, ob sie ihn gleich spinnen — und die nicht wissen, wenn sie nicht selbst den Flachs zuzurichten gelernt haben, was das Werg ist, und wo es herkommt.

Julchen. Schande bringt eine solche Unwissenheit auf jeden Fall. Hier Friedrikchen ist Dein Pfand zurück. Nun sind noch drey Pfänder auszulösen. Was soll das thun, das ich jetzt in meiner Hand habe?

Karl. Es soll die Geschichte seines gestern verflossenen Tages aufrichtig erzählen. Wer vom Gegentheile dessen, was er erzählet, überführet werden kann, bekommt dann von Jedem der Gesellschaft drey Schläge mit dem Plumpsack.

Ludwig (kratzt sich hinter den Ohren) Ein starkes Stückchen! Das Pfand ist mein.

Sophie. Wirst Du aufrichtig genug erzählen? Bey der kleinsten Lüge bin ich Deine Richterin.

Ludwig. Nun wolan denn! Doch zuvor noch eine Frage. Die Geschichte meines ganzen gestrigen Tages muß ich erzählen?

Karl. Von der Stunde an, in welcher Du aufgestanden bist, bis zum Augenblick, wo Du Dich wieder zu Bette gelegt hast.

Sophie. Also, Brüderchen, wornach sich zu achten.

Ludwig. Ich hatte mir am Abend vorher vorgenommen, recht früh aufzustehen, hatte sogar mit meinen Schwestern gewettet, daß ich der erste seyn würde, und verschlief es doch zu meinem großen Unglück. Ich wurde von meinen Schwestern weidlich ausgelacht, und unser Vater hielt mir eine derbe Strafpredigt, denn leider! muß ichs zu meiner Schande gestehen, ich war seit vier Wochen immer der letzte beym Frühaufstehen gewesen. Kaum hatte ich mich angezogen, so kam schon unser Lehrer. Mir war dabey sehr übel zu Muthe, denn ich war mit meinen Ar-

beiten kaum zur Hälfte fertig, die mir von ihm aufgegeben worden waren. Zu meinem großen Glücke hatte ich mir durch diesen fertigen Theil meiner Arbeit den Beyfall meines Lehrers erworben, und er war weit nachsichtsvoller, als ich mir eingebildet hatte. Wer war froher, als ich! Ich ging in unsern Obstgarten, nahm ein Seil, befestigte es mit seinen Enden an zwey starke Obstbäume, und machte mir eine Schaukel. Wie ich im besten Schaukeln bin, ruft mich die Mutter. Der kleine Auftrag, den sie mir übergab, war bald besorgt. Nach einem Viertelstündchen kehre ich zu meiner Schaukel zurück. Wie ich im besten Schwung mich habe, ritz! ratz! zerriß das Seil, und ich fiel so heftig auf den Erdboden, daß ich glaubte, auf der Stelle liegen bleiben zu müssen.

Emilie. Ey, ey, Du leichtsinniger Mensch! Wie bald hättest Du nicht ein Unglück nehmen können!

Franz. Wenn ich schaukeln wollte, würde ich doch erst nachsehen, ob das

Seil fest halten könnte, oder entzwey sey.

Ludwig. Ach, so klug sind auch andere Leute. Mein Seil, als ich es anknüpfte, war so fest, ich wußte nicht was es nicht hätte halten sollen. Aber während der Zeit, als ich weggegangen war, hatte man mir den muthwilligen Possenstreich gespielt, und hatte mir das Seil zerschnitten.

Adolph. Das muß doch ein abscheulicher Mensch gewesen seyn!

Ludwig. O, ich weiß, wer es gewesen ist. Ich habe gegründeten Verdacht auf unsers Nachbars Erlenbergs Sohn; der ist aller Tücke voll.

Julchen. Das sprichst Du, und sonst keine Seele weiter, als Du in der ganzen Nachbarschaft. Wer liebt nicht den guten dienstfertigen kleinen Herrmann? Aber vielleicht Deiner ewigen Neckereyen müde, hat er endlich ein Mal Gleiches mit Gleichem vergelten wollen, um Dich klüger zu machen, und Deiner lästigen Gesell-

schaft los zu werden. Soll ich's erzählen, was Du ihm vorgestern für einen, gewiß noch gefährlicheren, Streich spieltest?

Ludwig. Ich weiß es ja, daß Du seine Vertheidigerin bist. Es wird auf diese Weise am besten seyn, wenn wir, ich und Herrmann mit einander aufheben. Doch, wenn Ihr mich in meiner Geschichte unterbrechen wollt, so werde ich bis morgen erzählen müssen.

Friedrikchen. Es wird doch nun aber bald etwas Kluges, oder Gutes kommen? —

Ludwig (seufzt) Ach, ich soll und muß ja aufrichtig seyn — Kaum hatte ich mich erholt, so wurde zu Tische gerufen. Mich hungerte nicht wenig. Aber wir hatten Erbsensuppe — und die esse ich nicht gern.

Sophie. Wie Du sehr vieles nicht gern ißt. Aber die Mutter wird Dir Wort halten, so wie sie gestern schon den Anfang dazu gemacht hat. So wenig ihm die

Mutter von dieser Suppe vorgelegt hatte, so aß er doch keinen Löffel voll —

Wilhelm. Ach nicht doch! Er selbst soll seine Geschichte erzählen!

Ludwig. Die Mutter sagte zwar nichts. Aber nun kam Hasenbraten mit Preiselsbeeren, beyde mein Leibessen. Allen hatte die Mutter vorgeleget; mein Teller blieb leer. Wer seine Suppe nicht aufgegessen hat, bekommt von dem Braten nichts; sagte sie. Ich zwang mich, aß meine Suppe, und bekam nun Braten.

Friedrikchen. Ludwig sollte mich dauern, wenn er uns nicht auch etwas Gutes von sich erzählen könnte; denn an alle dem, was er erzählt hat, können wir unmöglich Freude und Vergnügen haben.

Ludwig. Vielleicht gefällt Ihnen folgendes besser. In den Nachmittagsstunden kam ein alter, alter, aber sehr schwacher Mann mit einem Schiebkarren gefahren, auf welchem er Blechwaaren hatte. Nicht weit von unserm Hause führt ein kleiner Steg über den Bach. Der alte

Mann setzte wol zehn Mal an, über den Steg zu kommen; allein es wollte nicht gehen, und wollte nicht gehen. Ich entschloß mich, ihm zu helfen, ging zu ihm hin, zog an dem Ziehband, das in der Gegend des Rades angemacht war, und wir brachten den Karren glücklich über den Steg.

Friedrikchen. Schön! schön! Ludwig hat sich nicht geschämt. Seine Beyhülfe ist dem alten Manne gewiß eine Wohlthat gewesen.

Sophie. Aber nun — Ludwig?

Franz. Ist denn auch hier schon wieder ein Aber dabey?

Ludwig. Einigermaßen Ja; aber auch einigermaßen Nein. Ich mochte etwas zu rasch gezogen haben, der Karren stieß zu heftig gegen einen Eckstein, und fiel um — Ein Glück war's, daß Blech- und nicht Glaswaaren auf dem Karren befindlich waren.

Emilie. Ja, ja, dann wäre wol alles in tausend Scherben zertrümmert gewesen —

Wilhelm. Und der Schade, den Ludwig angerichtet haben würde, würde beträchtlicher gewesen seyn, als der Nutzen. Eine halbe Dienstleistung ist oft nachtheiliger, als gar keine.

Ludwig. Stellet Ihr Euch ein Mal vor einen solchen Karren, und Ihr sollt wol sehen, ob das unser einem, der des Schiebkarrenfuhrwerks so unkundig ist, nicht sehr leicht widerfahren kann.

Sophie. Aber der alte Mann rufte Dir doch zu: nicht so rasch, junger Herr! Wir fahren an den Eckstein an —

Wilhelm. Da entstünde denn nun doch immer die Frage: ob Ludwig nicht aus Muthwillen ...

Ludwig (schnell einfallend) Basta! mein Freund, damit wäre es nichts. Hätt' ichs aus Muthwillen gethan, so würde ich davon gelaufen seyn. Ich blieb aber, und half dem alten Manne seine sieben

Sachen wieder aufpacken, und achtete des Schweißes nicht, der Stromweise von meiner Stirne lief. Nur ein einziger Trichter war etwas krummgebogen. Trotz, daß der alte Mann sagte, es habe nichts zu bedeuten, das könne er mit leichter Mühe gerade machen: so drang ich doch in ihn, daß er zwey Groschen von mir annehmen mußte.

Friedrikchen. Ich spreche Ludwigen frey, daß er aus Muthwilleu an den Eckstein gefahren ist —

Wilhelm. Nun so geschah es denn doch mit einigem Leichtsinn, und mit einer übel angebrachten Bravour. Sehr leicht hätte es ihm ja einfallen können, daß es der Mann besser wissen müsse, als er —

Ludwig. Das will ich eher einräumen. Aber ich weiß überhaupt nicht, was für ein böser Geist über meinem gestrigen Tag waltete —

Alle. O geh doch mit Deinem bösen Geiste! Dein böser Geist warst Du Dir selber —

Ludwig. Und da nun von diesem Auftritt an bis zum Schlafengehen mir weiter nichts begegnet ist, so will ich denn die Reihe meiner Thaten aufs beste beschließen, nnd ihnen sammt und sonders sagen, daß ich mich zu rechter Zeit ins Bette legte und bald einschlief. Ich darf mir also wenigstens von Ihnen den Zuruf einer guten Nacht, und sodann mein Pfand zurück erbitten —

Alle. O ja! O ja! Gute Nacht, Ludwig! Gute Nacht!

Franz. Besser geschlafen, als etwas albernes gemacht.

Julchen. Hier ist Dein Pfand zurück.

Emilie. So viel müssen wir ihm aber doch einräumen, daß er sehr aufrichtig gewesen ist.

Julchen. Sonst ist das seine Tugend eben nicht.

Sophie. Wären wir nur nicht zugegen gewesen, er würde tüchtig gewindbeutelt haben.

Julchen. Nun habe ich nur noch zwey Pfänder.

Karl. Auslösezettel habe ich noch genug.

Ludwig (vor sich) Ein Pfand habe ich wenigstens noch darin. Mag auch die Auslösung gezogen werden, wie sie wolle, wenn ich nur keine Fabel hersagen soll.

Friedrikchen (auf Ludwig zugehend, flistert ihm ins Ohr) Ich weiß, wem das Pfand gehöret, das Julchen ziehen wird.

Ludwig (heimlich) Nun?

Friedrikchen. Es gehört entweder Dir, oder Julchen; — denn es sind nur zwey Pfänder noch auszulösen.

Ludwig. Gewiß? Das wäre schön; denn ich spiele dergleichen Spiele nicht gern.

Julchen. Was soll das Pfand thun, das ich jetzt hervorbringen werde?

Karl. Jedes in der Gesellschaft soll dem Eigenthümer etwas ins Ohr sagen. Mit Mien und Geberde soll er ausdrücken, ob

es ihm angenehm, oder unangenehm gewesen sey, was man ihm gesagt hat.

Ludwig. Das Pfand ist mein, und leider! muß ich schon wieder an die Reihe. Ich werde schöne Dinge erfahren, das kann ich mir im Geist vorstellen. Es sey! Ist dieses Pfand ausgelöset, so ist alle Noth vorüber. Ich werde mich aber säuberlich hüten, ein solches Spiel wieder mit zu spielen.

Sophie. Hat man viel Pfänder gebracht, so muß man sich's gefallen lassen, viel wieder auszulösen. Und hast Du nicht die meisten Deiner Pfänder durch Deine Flatterhaftigkeit verschuldet?

Emilie. Bst! bst! Ich will die erste seyn, die Ludwigen etwas ins Ohr flistert,

Ludwig (geht zu ihr hin. Sie sagt ihm etwas heimlich; er macht ein freundliches Gesicht.) Nun komme ich zu Dir, liebes Hannchen, Du wirst doch nicht etwa so grausam seyn, und mir etwas unangenehmes sagen?

(Hannchen sagt ihm ebenfalls etwas in's Ohr, und er küßt ihr die Hand so dankbar, als hätte sie ihm nichts angenehmeres sagen können. Er geht zu Friedrikchen, und so wie sie ihm etwas heimlich zugeflistert hat, bezeigt er ihr ebenfalls sein Wohlgefallen. So macht er es bey Jedem; Allen dankt er mit Mienen und Geberden).

Sophie. Wie? bey Allen macht er ein freundliches Gesicht? Ich wette, was man will, man hat ihm mehr unangenehme, als angenehme Dinge gesagt.

Julchen. Da habt Ihr doch Alle einen Beweis von seiner Ehrlichkeit, von seiner Aufrichtigkeit.

Emilie. Wie? er hätte uns täuschen, vielleicht gar zum Besten haben wollen? Ey, da sollte ihm denn der Plumpsack genug zu schaffen machen. Ich weiß wol, was ich ihm gesagt habe, es war weder ganz angenehm, noch ganz unangenehm. Seine Freundlichkeit erklärte ich mir als einen stillen Dank, daß ich ihn mit einem blauen Auge durchgelassen hatte.

Karl. Wir können bald dahinter kommen. Jeder darf nur laut sa-

gen, was er ihm ins Ohr geflistert hat. Es läßt sich erwarten, daß es jeder noch weiß —

Alle. O, das wissen wir noch sehr gut.

Sophie. Seht nur, wie Ludwigen das böse Gewissen schlägt, steht er nicht da, wie ein armer Sünder?

Ludwig. Nun ja doch! ja! Ich dachte mich auf diese listige Weise durchzubringen; aber, aber Ihr seyd warlich listiger, als ich. Nehmt den Plumpsack nur, ich will meine Strafe geduldig leiden. Wißt Ihr was? Ich laufe drey Mal im Kreise umher; der Plumpsack geht aus einer Hand in die andere, und so viel Klapse ich während dieses dreymaligen Laufens bekomme, so viel bekomm ich ihrer; der Buckel mags tragen.

Julchen. Nein, nein, so haben wir nicht gewettet, Du hast uns schon ein Mal mit diesem Vorschlag hintergangen. Wir kennen Dich, und wissen, daß Du

Dich dabey sehr wohlfeil aus der Schlinge zu bringen weißt.

Wilhelm. Und, Freund Ludwig, was denkt er denn von uns? Glaubt er etwa, daß wir hier die verkehrte Welt vorstellen wollen, worin der Hase den Jäger in einer Schießtasche forträgt, wo also auch der Straffällige seinen Richtern Gesetze vorschreiben darf?

Ludwig. Leider! sehe ichs nun wol, daß mit Euch nicht viel anzufangen ist.

Karl. Und, wohlzumerken! der Plumpsack wird auf die flache Hand geschlagen.

Sophie. Sieh, das Mal haben wir Dich erwischt. Ehe wir es uns versehen würden, hättest Du Dir nach Deiner bekannten Gewohnheit den Rücken mit Deinem Schnupftuche ausgefüttert.

Friedrikchen. Armer Ludwig! wie wird das weiche Patschchen feuern!

Emilie. Wenn er von Jedem von uns drey Schläge leiden müßte —

Franz. Machte bestimmt 30 Schläge.

Ludwig. In solchen Fällen bist Du ein geschwinder Rechenmeister.

Karl. Ohne weitere Vorrede! Ludwig stellt sich Jedem von uns dreist unter die Augen. Man wiederholt was man ihm ins Ohr geflistert hat. Er wird darauf sein Bekenntniß ablegen, daß ihm wirklich dieses gesagt worden sey, reicht sodann seine Hand, und erträgt seine Strafe mit Geduld.

Ludwig (steht vor Emilien).

Emilie. Ich sagte Dir: Du wärest ein allerliebster Knabe, wenn Du an jedem der 365 Tage des Jahres so artig wärest, als Du ungefähr zwanzig oder dreyßig in demselben bist —

Sophie. Und er machte ein freundliches Gesicht?

Ludwig. Nun? Ist das nicht Recht von mir? Hätte ich mirs nicht gefallen lassen müssen, Emilie hätte zu mir gesagt: ich sey nicht einen Tag, nicht eine Stunde im Jahre ein artiger Mensch?

Wilhelm. Es bleibt dabey, Ludwig ist ein toller Mensch.

Sophie. Ja, ja, und reicht seine Hand ohne alle weitere Umstände zur Strafe.

Emilie (macht's gnädig mit ihm, und giebt ihm drey gelinde Streiche mit dem Plumpsack auf die Hand).

Ludwig. Dank Dir, liebes Emilchen! Du hast's christlich gemacht. Nun Hannchen, wie wird's mit uns Beyden stehen?

Hannchen. Je nun, ich sagte ihm: er sey ein Windbeutel. — Kannst Du das läugnen?

Ludwig. Daß Du das gesagt hast, das kann ich nicht läugnen — daß ich aber ein Windbeutel seyn soll und muß, weil Du's gesagt hast, das gebe ich auf keinen Fall zu. Hätte ich nur reden dürfen, ich würde das von Dir behauptet, mich aber überzeugend vertheidiget haben.

Hannchen. Deswegen hattest Du aber auch ganz und gar keine Ursache, mir die Hand zu küssen. Her die Hand, und nimm Deine drey Schläge! (Sie schlägt derb zu)

Ludwig. Nun, das muß ich Dir zum Ruhme nachsagen, Du schlägst, wie ein Scheunendrescher zu.

Hannchen. Lange habe ich auf eine Gelegenheit gelauert, Dir Gleiches mit Gleichem vergelten zu können. Weißt Du's noch, wie meine Hände beym letzteren Kränzchen durch Dein unbarmherziges Zuschlagen so roth wurden, und so hoch aufliefen? Und wie schonend behandelte ich Dich kurz vorher.

Ludwig (steht vor Friedrikchen).

Friedrikchen. Ich sagte zu ihm: er sey ein schlechter Rechenmeister — Bald hätte ich über laut lachen müssen, als er bey der kleinen, obwol an diesem Abend unter uns verdienten Unartigkeit, so gute Miene machte.

Ludwig (hält ganz standhaft seine Hand hin, und empfängt drey ganz erträgliche Streiche von Friedrikchen. Er stellt sich dann vor Sophieen).

Sophie. Ich nennte ihn einen Weichling, und dazu habe ich meine tausend Gründe —

Ludwig. Hättest Du auch ihrer zehntausend, so giebst Du mir doch nicht mehr, als die bestimmten drey Schläge —

Sophie. Und zwar so weidlich derb, als es nur in meinen Kräften ist. (Sophie zählt ihm langsam, aber derb, die drey Schläge auf). Wie? Du zuckst nicht? sagst kein Wörtchen?

Ludwig. Nun siehst Du es doch, daß Du mich verläumdet hast? Bin ich noch ein Weichling? (Ihr ins Ohr) Geborgt ist nicht geschenkt; kommt's heute nicht, so kommt's vielleicht morgen.

Sophie. Das war eben auch mein Gedanke. Wir sind nun quitt.

Ludwig (stellt sich vor Julchen).

Julchen. Ich bewunderte Dich als Muster der Reinlichkeit und Nettigkeit, zeigte dabey auf Deine unreinlichen Hände, auf Deine schmutzige weiße Weste, auf Deine herabhängenden lockern Strümpfe.

Ludwig. Und Du meynst, ich hätte darüber sauer aussehen sollen? Gehorsamer Diener! Gegentheils gefiel ich mir in Deinem Tadel. (Mit komischer Geberde.) Weißt Du nicht, daß ich ein großes Genie bin? Große Genies bekümmern sich nicht um dergleichen Kleinigkeiten; Putzäffchen, wie Du, machen nur darüber ein Aufsehen —

Karl, Wilhelm und Hannchen (zugleich) O nein, o nein, das bitten wir uns aus. Ein Schmutzbarthel bleibt ein Schmutzbarthel, und wenn er Wunder was wäre —

Sophie. Ist Wäsche nicht und Kleid,
Ist's Aeußere nicht rein,
Wie muß das Innre nicht
Da erst beschaffen seyn?

Ludwig. Mit Deinem Knittelverse des alten Schulmeisters aus Naundorf hättest Du wenigstens in einer so geschmackvollen Gesellschaft, wie die Eurige seyn will, zu Hause bleiben können. Um Euern An-

merkungen ein Ende zuu machen, reiche ich Dir meine Hand.

Julchen (giebt ihm drey sanfte Schläge)

Ludwig. Weil Du so barmherzig gewesen bist, sieh, so will ich Dir zu Gefallen, meinen Ueberrock zuknöpfen, damit Dich die schmutzige Weste nicht mehr beleidige; will mir sogar die Strümpfe glatt hinaufziehen, und mir die Hände waschen. (Er thut das auf der Stelle).

Sophie. Ey, wie fällt er immer tiefer und tiefer hinein. Er will eine Unartigkeit gut machen, und begeht dafür eine weit größere. —

Ludwig. Haben mich die Damen so schlimm mitgenommen, wie wird mirs erst bey Euch ergehen, Ihr scharmanten, allerliebsten, jungen Herrn! Hört einen Vorschlag zur Güte. Ich will alles frey und offenherzig gestehen, was ein Jeder mir gesagt hat, und dann —

Franz. Nein, nein junger Herr, so haben wir nicht gewettet, Mann für Mann straft ihn ab —

Ludwig. Glaubt Ihr denn, es kommt mir auf ein Paar Schläge mehr oder weniger etwas an? (Stellt sich vor Karln) Gieb mir meine Zahlung (Er reicht ihm seine Hand hin) Du sagtest zu mir: Ich wäre ein lebendiger Beweis von der Wahrheit des Sprichwortes: Wer viel anfängt, der endet wenig. Da meynt er denn = = = Doch mag er damit meynen was er will, was kümmert michs, ich habe meine Zahlung richtig und gut erhalten, und quittire hier feyerlichst darüber.

Adolph. Ich habe eine Bitte an die ganze Gesellschaft.

Alle. Unserm guten Adolph wird nichts abgeschlagen.

Adolph. Da es höchst wahrscheinlich ist, daß keiner unter uns Ludwigen etwas angenehmes gesagt hat, so dächte ich doch, wir kürzten sein Verhör ab. Mir wenigstens ist es sehr unangenehm, wenn ich nichts als Schlimmes von einem meiner Bekannten hören soll. Ludwig ist bestraft genug, daß wir wissen, er sey ein Lügner

gewesen, und daß er zeither der nicht lobenswürdigen Züge in seinem Charakter mehr, als der beyfallswürdigen geäußert habe. Vielleicht überrascht er uns bald durch eine glückliche Aenderung, und macht uns dadurch ganz zu seinen Freunden.

Ludwig. Nun, dem Himmel sey Dank! es giebt also doch noch wenigstens einen Menschen, der sich des armen herumgehudelten Ludwigs annimmt. Doch Scherz bey Seite! Adolph, ich danke Dir für Deine gute Meynung aufrichtig. Sey mein Freund! Dein Tadel soll mich bessern; Dein Beyfall mich ermuntern, Dir nachzueifern, und Dir ähnlich zu werden.

(Adolph und Ludwig küssen sich).

Emilie. Adolph! dieser Auftritt macht Dir Ehre.

Karl. Offenherzig gesprochen, er hat uns alle beschämt.

Leopold. Ja, nun hat aber auch aller Spaß ein Ende, und wir werden nach Hause gehen, und unsere Schlafmützen holen müssen.

Franz. Der Plumpsack war das Beste bey der Sache. Die Mädchen haben ihr Müthchen kühlen können, und da an uns die Reihe kommen soll, so hat die Freude ein Ende.

Ludwig. Wenn Euch so viel daran gelegen ist, nun da — (reicht Franzen seine Hand hin) da gebe mir Jeder von Euch mein Deputat.

Franz. Glaubst Du etwa, ich werde Dir etwas schenken? Da kannst Du lange warten. (Er zählt ihm drey tüchtige Schläge mit dem Plumpsack auf).

Ludwig (reicht Leopolden seine Hand).

Leopold. Ob ichs thue? oder ob ich ihm die Strafe schenke? Ey was! Er hat mich vorgestern nicht geschont; heute ist die Reihe an mir. Wie's in den Wald hineinschallt, schallt's wieder heraus. (Er giebt Ludwigen drey gemäßigte Schläge). Sieh, ich habe es nicht so schlimm gemacht, als ich gesollt hätte.

Ludwig (geht zu Wilhelm; reicht auch diesem seine Hand und den Plumpsack).

Wilhelm. Nein, lieber Ludwig, Adolph hat entschieden. Ich schenke Dir recht gern die Strafe.

Ludwig. Wie? Du? Du schenkst mir die Strafe, und Du kannst noch manches gegen mich im Fäßchen haben? Ich war jüngst sehr hart, sehr unartig gegen Dich, Trotz der Fürsprache meiner Schwestern.

Wilhelm. Das ist vergeben und vergessen. Das thust Du nie wieder — Von heute an bin ich das von Dir überzeugt.

Alle (außer Franz und Leopold) Ah! das war brav! das war von Wilhelm schön gehandelt —

Ludwig. Nun bin ich aber doch durch? Niemand mehr hat Ansprüche an mich zu machen?

Julchen. Hier ist Dein Pfand zurück. — Nun habe ich nur noch ein einziges, und dieses gehört mir. Ich bin neugierig, was ich zur Auslösung werde thun müssen —

Karl. Julchen soll die Entstehung irgend einer merkwürdigen Stadt Europens erzählen —

Ludwig. Ey, ey Schwesterchen! das ist ein hartes Nüßchen — Doch Du wirst es gewiß leicht aufknacken, denn die Geographie ist Dein Lieblingsfach.

Julchen. Darf ich zuvor fragen: ob den Meisten unter dieser Gesellschaft die Entstehung Moskaus bekannt sey?

Alle. Nein.

Julchen. Auch Karln, Emilien und Adolphen wäre sie unbekannt? Oder sind sie zu artig, um —

Adolph (Julchen nicht ausreden lassend). Mir ist sie wenigstens unbekannt —

Karl und Emilie (ernsthaft) Auch uns ist sie unbekannt. Wir bitten also um diese Erzählung.

Julchen. Ich würde sehr beleidigen, wenn ich von Ihnen ins gesammt nicht voraussetzen dürfte, daß sie wüßten, Moskau sey die Hauptstadt Rußlands, sey die größte Stadt in Europa; ferner daß sie

im Umfange fünf Meilen habe und über dreymalhunderttausend Einwohner zähle. Der Grund zu dieser Stadt wurde im zwölften Jahrhundert von dem Großfürsten Jürge Wladimirowitsch Dolgoruky gelegt. Dieser feyerte in dieser Gegend das Vermählungsfest seines Sohnes Andreas auf einem Landgute, das einem vornehmen Edelmanne, Nahmens Kutschko gehörte. Der Großfürst hatte den ganzen Adel, viele, viele Meilen weit und breit umher, zu diesem glänzenden Feste eingeladen. Da gab es denn mehr Gäste als Raum, und man war in Verlegenheit, sie alle bequem unterbringen zu können. Man bauete in aller Geschwindigkeit Hütten auf. Viele dieser Gäste bezauberte diese herrliche Gegend so sehr, daß sie wünschten, ihre ganze Lebenszeit hier zubringen zu können. Dieser ihr Wunsch, sich hier anbauen zu können, kam vor die Ohren des Grosfürsten, und er gab ihnen mit Vergnügen die Erlaubniß dazu. Und in einer kurzen Zeit stand eine Stadt da, die

nach und nach so sehr erweitert worden ist, daß sie sich über die größten Städte Europens erhoben hat. — Doch nun stecke ich mein Pfand wieder ein, und lege feyerlich mein Aemtchen nieder.

Wilhelm (zu Ludwigen ganz heimlich ins Ohr) Nun will ich Karln in Verlegenheit setzen. Er hat, als er den Frager machte, Emilien, Julchen und Sophien nicht gefragt. —

Karl. Wir haben noch einen kleinen Nachtrag dieses Spiels zu machen. Ich glaubte, es würde doch einer aufstehen und mich fragen: warum ich meine Schwester, Julchen und Sophien überhüpft habe? Es hat sich aber niemand gefunden.

Wilhelm. Oho! lieber Freund. Ich habe das gar wol bemerkt, und ich wollte auf der Stelle Dir es aufstechen. Es war Dein Glück, daß Du mir zuvor kamst. Ludwig kanns bezeügen, daß ichs ihm so eben ins Ohr flisterte.

Ludwig. Das kann, das muß ich ihm bezeugen.

Karl. Ey seht mir doch den heimlichen Wilhelm an, er sitzt da, so bedächtlich und still, als könne er nicht drey zählen, und er ist gerade der Aufmerksamste unter uns Allen.

Friedrikchen. Das habe ich wirklich nicht bemerkt.

Leopold. Und wirklich Keiner von uns —

Karl. Damit diese drey Damen sich nicht einbilden, man habe sie aus Unachtsamkeit übergangen, so mögen sie sichs gefallen lassen, wenn ich sie jetzt frage.

Franz. Recht so, recht so! Sie müssen nachexerzieren. Hätten sie sich früher gemeldet, so wären sie es jetzt überhoben.

Karl (zu Julchen) Welcher Apfel ist unter allen Aepfeln, die es in der Welt giebt, dem Menschen der liebste, der kostbarste?

Leopold. Ey, das ist auch eine schwere Frage! Der Borstorferapfel ist gewiß allen Menschen der liebste, und der Granatapfel der kostbarste.

Alle (lachen Leopolden aus) Ey! der hat seine Sachen gut gemacht! Schlechter hätte er sich nicht verantworten können —

Leopold. Nun? —

Julchen. Beruhige Dich! Du bist nicht gefragt worden. Ich will Dirs besser sagen. Der Augapfel muß dem Menschen das liebste, das kostbarste seyn. Ein gesundes, helles Auge befördert die Freuden des Menschen nicht nur, es trägt auch viel zu seiner bessern Bildung bey. Das Auge ist der nöthigste Gehülfe der Seele — Karl, habe ichs getroffen? War diese Antwort diejenige, die Du von mir erwartetest?

Karl. Ja.

Leopold. Wie sie's erklärt, da hat sie Recht. Das räum ich ein.

Karl. Liebe Sophie, Du wirst Dich erinnern, daß uns Wilhelm erzählte, der Schneidervogel wiege höchstens 90 Gran; wie schwer wird er also nach unserm Gewichte seyn, dessen wir uns im gemeinen Leben bedienen?

Sophie. Eine Apothekerstochter, wie ich, muß das leicht berechnen können. Ein Gran ist der sechzigste Theil eines Quentchens; 90 Gran machen also eben so viel, als ein und ein halbes Quentchen aus.

Ludwig. Nun, das muß ich sagen, einen leichtern Vogel kann es kaum in der ganzen Natur geben.

Karl. Jetzt meine letzte Frage, und diese richte ich an Dich, liebe Schwester Emilie. Welches Volk schämte sich nicht, frey zu gestehen, daß es weder die Sonne auf- noch untergehen sehen möge? noch sie auf- oder untergehen gesehen habe?

Emilie. Die Sybariten.

Ludwig. Hört, wenn es je ein solches Volk gegeben hat, so wäre es wenigstens das dümmste oder das unverschämteste auf Gottes Erdboden gewesen. Ich wenigstens würde mich zu Tode schämen, wenn ich gestehen müßte, dies herrlichste Schauspiel der Natur nicht gesehen zu ha-

ben! Diese Menschen sind doch nicht etwa erdichtet, wie die Liliputianer?

Karl. Nein; dieses Volk lebte einst wirklich in dem ehemals sogenannten großen Griechenlande, oder im untern Theile von Italien. Es bewohnte die Stadt Sybaris, von welcher es auch den Nahmen bekommen hat. Ueppigkeit, Verzärtelung und Weichlichkeit ließen es so tief herabsinken. Diese Menschen waren noch thörichter. In der ganzen Stadt durfte kein Handwerker wohnen, der nur irgend bey seinen Arbeiten ein Geräusch machte, damit sie von keinem Getöß in ihren Vergnügungen gestöret wurden. Alle Hähne waren aus der Stadt verbannt, weil diese früh krähen, sie aber gern tief in den Tag hineinschliefen, und sich nicht aus ihrem Schlafe aufwecken lassen wollten. Auch die sybaritischen Damen waren mit ihrem Anzuge so eigensinnig, daß sie ihre Toilette, so schöpferisch sie auch waren, ein ganzes Jahr beschäftigte, ehe sie bey irgend einem glänzenden, öffentlichen Feste, z. B. bey einem

Opferfeste erschienen. Waren sie nicht ein ganzes Jahr zuvor eingeladen, so sagten sie es gewiß ab. Ich könnte noch viel dergleichen abentheuerliche Dinge von diesem Volke erzählen, wenn ich nicht überzeugt wäre, daß Ihr eben nicht sehr darnach lüstern seyn möchtet. Man ist gewohnt, aus dem alten Griechenlande nur von großen Menschen zu hören, und es kann gar nicht anders seyn, daß dann solche kleinliche Menschen, wie die Sybariten waren, Ekel erwecken müssen. — Auch ich lege nun mein Amt gänzlich nieder —

Julchen. Emilie, hier ist Dein Pfand zurück.

Ludwig. Also ist nun der Spaß vorbey? Jammerschade ist es, daß diese drey Damen kein Pfand öpfern durften.

Karl. An mir lag die Schuld nicht. Meine Fragen waren wenigstens nicht ganz leicht.

Ludwig. Das muß ich selbst gestehen.

Karl. Ist's gefällig, dasselbe Spiel fortzusetzen?

Ludwig. Das versteht sich. Wie kämen wir dazu, daß wir vor den Riß hätten stehen müssen?

Franz. Ludwig denkt, wir fürchten uns, und vergißt dabey, daß er vielleicht schon wieder die meisten Pfänder wird bringen müssen. Das Fragen ist leicht; aber das Antworten ist nur so schwer.

Ludwig. Franz, bald möchte ich Dir Recht geben. Ich mag nur mein Wort nicht wieder zurück nehmen, ob mirs gleich niemand wehren könnte; denn ich habe es heute schon mehr als ein Mal geäußert, daß ich dieses Spiel gar nicht gern spiele.

Sophie (etwas schalkhaft) So leid es uns thun würde, wenn wir Deine angenehme Gesellschaft entbehren sollten, so müßten wir es uns doch gefallen lassen.

Karl. Wie wärs, wenn wir die Stimmen sammelten? Die meisten ent-

scheiden dann, ob wir dieses Spiel fortspielen, oder ein anderes wählen sollen.

Alle. Das ist wirklich am besten.

(Karl sammelt die Stimmen. Alle äußern den Wunsch mit Vergnügen, das Frag- und Antwortspiel noch länger zu spielen.)

Ludwig. Wie solltet Ihr mich auslachen, wenn ich der Einzige wäre, der sich ausschließen wollte! Ich bleibe; spiele gern wieder mit — und nun bitte ich mir aus, daß Ihr meinen Muth bewundert. Staunen sollet Ihr, wenn Ludwig anfangen wird, gesetzt, nachdenkend und auch nicht ein Bischen voreilig zu seyn.

Schröter. fecit

II.

Armer Blinder, kannst du rathen?

Ein Spiel

zur Uebung des Gefühlvermögens.

Spielende Personen:

Karl
Emilie
Sophie
Julchen
Ludwig
Adolph
Hannchen
Wilhelm.

Dieses Spiel spielt im Zimmer.

Hannchen. Ich freue mich, lieber Karl, im Voraus, auf unser heutiges Kränzchen; denn so oft wir bey Euch waren, hattet Ihr für uns ein neues Spiel —

Karl. Gutes Hannchen, wenn Du Dich nur heute nicht täuschen wirst. Mein Erfindungsgeist ist nicht der reichste. Gewöhnlich unterstützt uns mein Vater, und dieser ist verreiset. Wir vermutheten ihn schon diesen Morgen zurück; allem Anscheine kommt er aber erst spät zurück.

Hannchen. Vielleicht kommt er doch noch, weil wir beysammen sind —

Adolph. Und wenn das auch wäre, so ist er gewiß noch von der Reise ermüdet.

Hannchen. O, gewiß, und es würde unartig seyn, wenn wir ihm zumu-

then wollten, daß er sich bey uns einfinden und unsere Spiele anordnen sollte. Freylich, freylich ist es Schade, daß er gestern nicht kam. Heute hätten wir einige Freuden mehr —

Ludwig. Ey, über das offenherzige Hannchen! Sie machte so eben Karln und uns Allen ein gar artiges Kompliment.

Karl. Und doch zürne ich auf Hannchen nicht. Ich muß ihr Recht geben. So oft der Vater unsere Spiele angeordnet hat, so war Leben und Vergnügen unter uns. Jedes Mal war ein neues Spiel auf dem Platze.

Ludwig. Das gebe ich gern zu. Aber — (gravitätisch, sich auf seinen Bauch klopfend) sind wir nicht auch Leute?

Sophie. Ja ja; Du besonders! Wenn unser Spielvorrath ein Mal aufgeräumt ist, und wir fragen Dich um guten Rath, da ist — niemand zu Hause.

Karl. Ich bin von Hannchen und der ganzen Gesellschaft überzeugt, daß sie nachsichtsvoll gegen uns seyn, und es sich

heute gefallen lassen werden wie sie uns finden. Vielleicht fällt mir, oder sonst Jemanden unter uns ein Spielchen bey, das wir entweder lange nicht gespielt haben, oder das uns nicht Allen bekannt ist, und daher, wenigstens doch für Einige, den Reiz der Neuheit haben kann.

Sophie. O, lieber Karl, wozu so viel Komplimente? Wir dürfen nicht in Verlegenheit seyn; wir haben Ludwigen — und habt Ihrs nicht vor acht Tagen schon, und auch heute wieder von ihm gehört, daß er sich dünkt, ein Genie zu seyn — und den Genies ist nichts unmöglich. Wir richten ihn nach seinen eigenen Worten —

Ludwig. Mädchen! Mädchen! Du hörst doch nie auf, mein quälendster Plagegeist zu seyn. Nimm Dich in Acht, wenn ich anfangen werde, Dich mit gleicher Münze auszuzahlen —

Sophie. Gnade! Gnade! liebes Brüderchen. Ach, sieh nur, (indem sie in ein lautes Gelächter ausbricht) ich bebe schon, ich zittere schon am ganzen Leibe vor Furcht.

Ludwig. Du! Du! (Indem er weiter fortsprechen will, muß er überlaut lachen, und die ganze Gesellschaft muß über ihn lachen.)

(Das Hausmädchen bringt einen Brief.)

Das Hausmädchen. Hier schickt Ihnen Ihre Mutter einen Brief. (Es geht sogleich wieder, sobald es den Brief abgegeben hat).

Emilie. Wie? Einen Brief schickt Dir die Mutter? Laß sehen; es wird vielleicht die Antwort vom kleinen Vetter Böhlenberg seyn —

Karl. (Vor Vergnügen außer sich) O, nein! nein! Sieh, sieh, kennst Du die Hand?

Emilie. O, ist es möglich! Der Brief ist von unserm Vater? —

Karl. Und was noch mehr! Der Brief ist nicht allein an mich überschrieben, hört, lieben Freunde, hört! er führt die Aufschrift: An meine Kinder, Karln und Emilien, und an ihre und meine lieben kleinen Freunde, die Theilnehmer des traulichen Sonntagskränzchens.

Adolph. Ich mache mirs zur Ehre, daß ich gerade heute gegenwärtig bin, denn so ist diese gütige Zuschrift zugleich auch an

mich gerichtet. Eigentlich sollte ich auf dieses Vergnügen Verzicht leisten, da ich nur erst das zweyte Mal ein Theilnehmer dieses so lieben Kränzchens, folglich ein Neuling bin. Guter Karl, Dein Vater kennt mich noch zu wenig, um mich seinen kleinen Freund zu nennen.

Emilie. Adolph sey versichert, unser Vater liebt Dich. Er kennt die Kinder zu gut, als daß ers nicht aufs erste Mal, wenn sie einige Stunden bey ihm sind, wissen sollte, was von ihnen zu halten sey.

Adolph. Ach, wenn mich Dein Vater wirklich liebt, glaube mir, daß ich mich dieser Ehre gewiß in Zukunft noch würdiger machen werde.

Ludwig. Höre, Adolph, Du bist bey meiner Treu! ein Komplimentenmeister aus dem Ff Du nennst diese Zuschrift gütig — und weißt noch nicht, was sie eigentlich enthält —

Julchen. Wer nicht selbst gut ist, fürchtet von Andern immer das Bösere —

Trift dieses Sprichwort auch etwa bey Dir ein?

Ludwig. Nun ich frage Euch Alle, sagt mir, ob eins im Voraus wissen kann, was in diesem Briefe stehen könne?

Emilie. O ja, das kann man wol vermuthen, wenn es hier (auf ihr Herz zeigend) richtig ist.

Karl. Und Ludwig soll sich überzeugen, daß unsere Vermuthung eintreffen wird. Ich werde des Vaters Brief laut vorlesen.

Julchen. Das ist der schönste Einfall! Wer zittert nicht vor Ungeduld, zu hören, was ein so guter Vater schreibt. Liest uns Karl den Brief vor, so hören wir ihn Alle, und Alle auf Ein Mal. Wollten wir ihn Jeder lesen, so würden wir eine Stunde brauchen; Jeder würde der erste und keiner der letzte seyn wollen; denn wie gesagt, wir Alle zittern vor Ungeduld.

Hannchen. Richtig. Karl, lieber Karl, lies, denn ich bin voller Erwartung.

Karl. Die Aufschrift habt Ihr schon gehört und gelesen. (Er öffnet den Brief, und liest ihn laut vor).

Meine guten Kinder!

Ich benenne nicht nur meinen Karl und meine Emilie, sondern auch Euch, die Ihr meine, und die Freunde meiner Kinder seyd, euch Alle, die dieser Brief unter einander versammelt antreffen wird, mit diesem Nahmen, den ich Euch mit Liebe und Ueberzeugung gebe. So sehr ich auch wünschte, und so gewiß ich es auch den Meinigen versprochen hatte, heute schon wieder unter Euch zu seyn, um mich mit Euch freuen zu können; so traten doch unvermuthete Hindernisse ein, meinen und Eure Wünsche zu erfüllen. Wie lieb mir Euer Vergnügen ist, das könnet Ihr daraus

erkennen, daß ich mich wenigstens mit einem Brief unter Euch mische. Wenn Ihr diesen leset, so stellet Euch vor, ich wäre mitten unter Euch. Freylich ist eine schriftliche Unterhaltung wenigstens in unsern Verhältnissen nicht so lebhaft als eine mündliche; aber es ist doch immer besser etwas, als gar nichts zu haben. Und so nehmt denn mit mir bestens vorlieb.

Sophie. O, Euer Vater ist doch ein herrlicher, lieber, freundlicher Mann —

Wilhelm. Wahrhaftig, das ist er.

Hannchen. Ja, wäre er hier so unter uns, ich müßte an ihn hinanhüpfen, und ihn küssen.

Ludwig. Daß Ihr doch nicht schweigen könnet und plappern müßt, wenn man sich gerade nicht gern unterbrechen läßt. Wißt Ihr was? Ich mache hiermit ein Gesetz bekannt, daß der, der Karln

wieder stören wird, den Brief gar nicht bis zu Ende anhören soll. Denn treibt Ihrs so fort, wir müßten morgen wieder kommen, um das Ende des Briefs zu erfahren.

Julchen. Als wenn man das Herz verschließen könne, wenn es vor Freuden übervoll ist.

Ludwig. Nun, so verschließt wenigstens Eure Lippen, wenn sich Eure Herzen nicht verschließen lassen wollen.

Wilhelm. Ja, ja, der Ludwig der bleibt doch sein Lebtage ein gefühlloser Mensch —

Hannchen. Lieber Adolph, was sagst Du dazu?

Adolph. Ich bin ja noch ein Neuling, wenn auch nicht für Dich, doch für den größeren Theil dieser Gesellschaft; auch kenne ich Ludwigen zu wenig —

Ludwig. Und ist's nicht etwa wahr, daß wir, dauerte das so fort, heute gewiß an kein Spiel kommen würden, und das

Sonntagskränzchen ist doch einzig und allein zum Spielen bestimmt.

Adolph. Macht es Dir nicht auch Vergnügen, einen gewiß für uns Alle so angenehmen Brief lesen zu hören, und ein Theilnehmer von der allgemeinen Freude, die dieser Brief unter uns Allen erweckt hat, seyn zu können, wenn auch diesen Abend nicht gespielt würde?

Ludwig. Ey, was da! Ich spiele die ganze Woche nicht in Gesellschaft, hoffe auf den Sonntag, wie auf den heiligen Christ, und dann —

Sophie. Wie aber dann, wenn wir heute keins der läppischen gedanken- und gefühllosen Spiele wählen werden, die nur Dir Freude machen, uns aber Ekel erwekken; wenn wir heute solche Spiele wählen, die noch etwas mehr Aufmerksamkeit erfordern, als das vor acht Tagen, wobey Du den Kürzern zogst, die meisten Pfänder geben nnd den Plumpsack am meisten fühlen mußtest?

Ludwig. Ey, mags! Das Frag- und Antwortspiel spiele ich heute wieder mit Vergnügen, denn ich bin auf meiner Huth gewesen, habe mich mit Fabeln, Liedern, Räthseln und was noch mehr zu dem Kram gehört, tüchtig verproviantirt.

Hannchen. Ah, siehe da! Ludwig will heute glänzen; will die Sonne in unserm Zirkel seyn.

Sophie. Wenns ihm nur nicht gehet, wie's der Sonne am Himmel oft geht. Da stehet sie, — und wenn sie am schönsten strahlt, kommt eine Wolke, und weg ist ihr Glanz.

Ludwig. Nun, wenn Ihr Euch etwa einbildet, die Wolken seyn zu können, da werdet Ihr schön ankommen, das will ich Euch nur voraus bekannt machen.

Wilhelm. Ludwig ist doch ein rechter Streitkopf. Jetzt macht er selbst einen Aufenthalt, den wir gewiß nicht gemacht hätten. Nur wundert's mich über Karln und Emilien, daß diese nicht ein Wörtchen sprechen.

Emilie. Wir wissen uns zu bescheiden.

Karl. Das Gesetz der Gastfreundschaft verbietet uns zwar zu schweigen, aber wenn ich eine Bitte wagen dürfte, so wünschte ich doch, daß Ruhe und Einverständniß bald unter uns wieder einkehren möchten.

Hannchen. Das ist nicht mehr, als billig. (Geht zu Ludwig, und klopft ihm mit Gutmüthigkeit die Backen) Höre, liebe, liebe Sonne, so gern ich auch Deinen Glanz sehe, so bitte ich Dich doch, heute nicht eher scheinen zu wollen, als bis Deine Zeit und Stunde kommen wird. Sonst mache ich die Wolke —

Ludwig. O Du armseliges, erbärmliches Wölkchen, trolle Dich, oder ich verbrenne Dich zu Asche —

Julchen. Nein, das ist zum Todtlachen! Was der alle Weile für Begriffe von den Wolken haben mußte! Will sie zu Asche verbrennen! Eine Wolke will er zu Asche brennen! —

Emilie. Bst, bst, Ludwig! (Sie winkt ihm. Er geht zu ihr. Sie flistert ihm ins Ohr) Nicht wahr, wenn ich Dir ein Küßchen gebe, und Dich recht freundlich bitte, ein halbes Stündchen ruhig zu seyn, dann thut das Ludwig gern?

Ludwig (ihr wieder ins Ohr flisternd) Auch ohne Küßchen würde ich der lieben Emilie Wunsch erfüllt haben; aber vollends um eines Küßchens willen von Ihr, will ich Tage lang still seyn —

Emilie (küßt ihn. Ludwig eilt vergnügt an seinen Ort)

Hannchen. Nun, was die für Geheimnisse haben mögen, das weiß der Himmel!

Sophie, Sie küßt den garstigen, häßlichen Ludwig? Das hätte ich nicht gethan.

Ludwig. Von Euch würde mir auch ein Küßchen einen gar schlechten Spaß machen; auf Emiliens Kuß bin ich stolz. Und nun setze ich mich, und will so gedul-

dig, wie die Geduld selbst, will stummer als ein Fisch seyn.

Sophie. Ja, ja, nachdem Du uns aus den hübschen Empfindungen herausgebracht hast, die wir hatten, als wir Alle so ruhig den Anfang des Briefs höreten.

Ludwig. Nun, nun! Ihr müßt Euch wieder hineinbringen. Potz, wärst Du! Schweigen wollt ich, und Ihr treibt so lange in mich hinein, bis ich wieder zu plappern anfange. Aber nun keine Sylbe mehr, und wenn Ihr Eisen auf mir schmieden wolltet.

Adolph. Allerdings ist es um unsere erstere schöne Empfindung schade. Aber denken wir uns ihren lieben Vater, er sey auf einen Augenblick von uns weggegangen, und komme nun wieder zu uns zurück. Wir wollen uns vorstellen, er nähme sich jetzt seinen Stuhl, und setze sich in unsere Mitte —

Ludwig (lacht, und will nicht lachen, und indem ihm die Sylbe O! über die Lippen eilt, schlägt er sich auf den Mund).

Hannchen. Weiß der Himmel, was einem dabey Lächerliches vorkommen kann.

Ludwig (machts wie es die Stummen machen, spricht leise: mu! mu! mu! mum! schlägt sich wieder auf den Mund und schüttelt mit dem Kopf).

Julchen. Wißt Ihr was? Ich denke, wenn wir nur erst wieder den Brief werden vorlesen hören, so wird die vorige Empfindung von selbst zurück kommen.

Karl. Dieser Meynung stimme ich gern bey. Und wenn ich mich nun einer allgemeinen Aufmerksamkeit versichert halten darf, so will ich wieder zu lesen anfangen.

(Alle setzen sich ruhig auf ihre Stühle, und es herrscht eine allgemeine Stille unter ihnen).

Karl (liest).

Vorgestern Abends, als meine Geschäfte für diesen Tag beendiget waren, saß ich auf meinem Zimmer ganz allein. Es war mir so weh in dieser meiner Einsamkeit, wie Ihr Euch leicht vorstellen könnet, da ich Euch nicht um mich hatte,

und da Ihr die einzige Freude meines Lebens ausmacher.

Emilie. Der gute, gute Vater!

Hannchen. Hätte ich Flügel, ich gäbe sie Euch, daß Ihr den Augenblick zu ihm hinfliegen könntet; denn heute Abend wird er gewiß nicht weniger betrübt seyn, als gestern, da er besonders hat länger bleiben müssen, als er wollte, und als er es Euch versprochen hat.

Karl. (Um diese Unterbrechung nicht zu einer längern Fortsetzung kommen zu lassen, liest er weiter).

In dieser meiner Einsamkeit nahm ich zu einem Buche meine Zuflucht, das ich Vormittags in einem Buchladen kaufte, und das zu meinem Glücke ein recht schönes Buch war, das mir viel Vergnügen und Belehrung verschafte, und also mich sehr angenehm unterhielt. Einer unserer würdigsten gelehrten Deutschen, der Herr Domherr von Meyer in Ham-

burg, machte vor zwey Jahren eine zweyte Reise nach Paris, und schrieb, während seines Aufenthalts, an seine Anverwandte alles Merkwürdige, was er gesehen und beobachtet hatte. Diese nützlichen Briefe hat der menschenfreundliche Mann drucken lassen, damit auch noch Andere, als seine Anverwandte, daran Theil haben sollten. Ich bringe Euch dieses Buch mit, und ich werde Euch oft daraus vorlesen. Da ich nun kein Vergnügen als vollkommen kenne, wenn ich es nicht mit Euch theilen kann; so habe ich Euch diesen Abend einige Stunden gewidmet, und Euch eine Nachricht von dem Unterricht der Blinden durch die eigene, sehr menschenfreundliche Anstalt des Herrn Hauy's aus den Briefen des Herrn

von Meyer mittheilen wollen. Von den wohlthätigen Instituten für Taube und Stumme in Paris, Wien, Berlin und Leipzig habt Ihr schon viel gehört, und Ihr seyd oft dabey in Erstaunen und Verwunderung gerathen. Leset mit Aufmerksamkeit, was ich Euch hier schreibe, und wovon der Herr Domherr von Meyer, ein eben so biederer, als einsichtsvoller Mann, ein Augenzeuge war. Das, was Blinde leisten können, wird Euch fast noch bedeutender vorkommen müssen; denn, ach, wer blind geworden ist, der hat wol den größten Verlust erlitten, den nur ein Mensch erleiden kann. Nicht sehen zu können, und doch zu leben, das kann unmöglich viel anders seyn, als wenn man lebendig in einem Grabe seine Tage

zubringen müßte. Und wie leicht kann man an diesem edelsten Theile des menschlichen Körpers Schaden nehmen! (Die jungen Zuhörer seufzen tief auf und sind sehr gerührt). Meine Kinder, darum segnet mit mir unser glückliches Zeitalter, das sich so vorzüglich um die Menschheit verdient gemacht hat, und danket Gott, daß Ihr in diesen schönen Zeiten lebt, und macht Euch ihrer würdig. Doch nun zu der eigentlichen Absicht dieses meines Briefs. Was Ihr hier lesen werdet, sind meist die eigenen Worte des Herrn Domherrn Meyer. — „Schon vor zwanzig Jahren hatte der unglückliche König von Frankreich Ludwig XVI. dem Herrn Hauy (Haüy) ein sehr schönes Gebäude zu dieser menschenfreundlichen Stiftung einräumen lassen, die Herr Hauy

mit einem Kostenaufwande von 50,000 Livres aus seinem eigenen Vermögen errichtete."

Adolph. 50,000 Livres? Das macht nach unserm Gelde 12,500 Thaler?

Emilie. O, ein solcher Mann verdient von der ganzen Menschheit eine Ehrensäule. Sein ganzes Vermögen vielleicht aufzuopfern, um ein Wohlthäter blinder Menschen zu werden, von Menschen, die er in seinem Leben nicht gekannt hat, die ihm vielleicht nichts, gar nichts angingen! —

Julchen. Das muß ich sagen, Herr Haüy gefällt mir außerodentlich. Er gehört gewiß zu den seltenen Menschen, denen die Menschen nur lieb sind, weil sie Menschen sind, die dabey weder auf vornehme Geburt, noch Ansehen, noch Reichthum, noch körperliche Vorzüge Rücksicht nehmen.

Ludwig. Freund Karl, lies fort, ich bin voller Erwartung —

Sophie. Auch für Dich, Dich quecksilbernen Menschen ist diese Nachricht anziehend?

Ludwig. Denke was Du willst. Wenn ich Bonaparte wäre, ich wüßte schon, was ich thäte. Doch — lieber Karl, lies weiter, denn wie gesagt, ich bin voller Erwartung.

Karl (liest wieder).

„Ungestört trieb Herr Haüy lange Zeit sein mühsames Geschäft, und ertheilte hundert Blinden den glücklichsten Unterricht. Es war daher für ihn ein eben so unvermutheter, als kränkender Schlag, dieses Institut vor einiger Zeit von der Regierung in dieser Form aufgehoben, die Blindenschule aus ihrer Wohnung vertrieben, und dem vordem für 300 blinde Bettler bestimmten Hospitale der Quinze Vingts einverleibt zu sehen."

Ludwig. Hm, warum das den Herrn Haüy gekränkt haben mag! Hier giebt's in diesem Hospitale mehr Blinde, und er ist ja so gern, so freywillig ein Wohlthäter der Blinden, und hat sie vermuthlich so lieb, wie wir unsere Bekannten mit den hellsten Augen.

Adolph. Vielleicht ist dieses Hospital' nicht so gut eingerichtet, als das Gebäude, das ihm von Ludwig XVI. eingeräumt worden war.

Ludwig. Herr Haüy wird doch wol nicht nur den reichen, sondern auch den armen Blinden behülflich seyn?

Emilie. O, ganz gewiß! Ich habe, ob ich gleich nicht weiß, warum? aber ich habe nun ein Mal vom Herrn Haüy die gute Meynung, daß er schlechterdings nicht zu jenen Menschen gehören kann, die einzig und allein aus eigennützigen Absichten das Gute thun.

Wilhelm. Wir wollen aber doch den Mann erst näher kennen lernen, ehe wir über ihn urtheilen.

Hannchen. Laßt uns hören, was uns Karls und Emiliens Vater weiterhin von diesem allerdings, wenigstens merkwürdigem Manne sagen wird.

Sophie. Richtig, das wird das Beste seyn.

Karl (liest).

„Haüy hat in dem Hospitale ein kleines Haus erhalten, worin er aber nicht wohnt, sondern nur einige Stunden des Tages sich aufhält. Verschiedene Einrichtungen, die er für dieses Institut machte, und die noch einigermaßen etwas, sey es so viel es wolle, zur Unterhaltung des Instituts beytrugen, sind aufgehoben, wie zum Beyspiel: die Buchdrukkerey und dergleichen. Er selbst so wie seine Unterlehrer und Schüler, sind der Administration oder den Vorstehern des Hospitals so

ganz untergeordnet, daß er nicht ein Mal so viel Ansehen behalten hat, diesen das Ausgehen zu erlauben. Und so hat er denn für seine menschenfreundliche Mühe täglich das bittere Andenken einer so ungerechten Behandlung.

Wilhelm. Nun gebe ichs zu, daß das dem Herrn Haüy sehr kränkend seyn muß: denn es ist keine Kleinigkeit, sich unverschuldet so tief herabgesetzt zu sehen. Ich bin neugierig, wie es weiter kommen wird.

Karl (fortlesend)

„In seinem eigenen Hause, in der Straße Simon-le-Franc setzt er nun sein eigenes Institut mit 80 blinden Zöglingen fort, ob er gleich auch seine Hand und sein Herz von jenem im Hospitale der Quinze-Vingts nicht abzieht. Nur die

Bemittelten seiner Zöglinge zahlen die geringe Pension von 500 Livres —

Emilie. Das ist? (zu Adolph) Mein lieber schneller Rechenmeister! wie viel beträgt das nach unserm Gelde?

Adolph. Nicht mehr als 120 Thaler.

Emilie. O das ist billig! das ist sehr billig! Sehet Ihr wol, daß ich mich in Haüys Charakter nicht geirrt habe?

Ludwig. Und ich bin nun auch beruhigt, denn meine vorhin gethane Frage ist ganz zu meiner Zufriedenheit beantwortet.

Karl (wieder fortlesend)

„Ich fand, als ich das Hospital der Quinze-Vingts in der Absicht besuchte, die trefflichen Stahlarbeiten des französischen Fabrikanten le Petit-Walle zu bewundern, die an Politur und erfinderischer Einrich-

tung den feinsten englischen nichts nachgeben, ganz unvermuthet einige der blinden Zöglinge des Herrn Haüys. Einen sah und hörte ich Clavier spielen; vier Andere trieben Knabenspiele unter den Bäumen, balgten und jagten sich einander. Den Mangel ihres Gesichts konnte man nur an ihren vorgestreckten Händen bemerken. Sie kannten den kleinsten Winkel, und auch ein scharfes Gehör mußte ihnen zu Hülfe kommen. Sie wußten den im Wege stehenden Bäumen und Steinen genau auszuweichen, stießen sich an keine Mauer, und trafen, durch den Schall ihres Fußtrittes geleitet, jedes Mal das gewölbte Thor des Hofes. Herrn Haüy traf ich aber nicht."

Sophie. O, lieber Karl! nun ist mir nicht bange; hat Ihr guter Vater erst so viel gesehen, so hat er gewiß nicht nachgelassen, bis er mehr davon erfahren, gesehen und Herrn Haüy selbst gesprochen hat.

Karl. Das könnte wol seyn; denn hier finde ich schon so etwas, woraus sich das schließen läßt —

Emilie. Bruder, lies!

Karl (liest wieder)

„In dem Erziehungshause Haüys erhalten die Blinden Unterricht im Lesen, Schreiben, Rechnen —"

Ludwig. Nun, das muß ich sagen, das ist ein wenig stark. Blinde sollen lesen, schreiben und rechnen können?

Karl. O! noch mehr, noch weit mehr können sie lernen. Höre nur. (Er liest).

„Auch erhalten sie Unterricht in den nöthigsten wissenschaftlichen Kenntnissen, in verschiedenen Hand-

arbeiten, Weben, Spinnen, Stricken und dergleichen. Mit emsiger Aufmerksamkeit verrichteten geläufige Hände den Dienst der Augen. Das feine Gefühl ihrer geübten Fingerspitzen ersetzt das fehlende Organ und leitet alle ihre Beschäftigungen. Sie betasten mit ihren flüchtigen Händen die Flächen, worauf sich die Gegenstände des Unterrichts, Buchstaben, Linien, Noten und Umrisse befinden"

Ludwig. Freund Karl, ich falle aus den Wolken. Wie muß das zugehen? Ihre Buchstaben, Linien und Noten müssen anders beschaffen seyn, als die unsrigen — Nun wir werden es doch hören?

Karl (liest)

Diese sind vermittelst einer eignen Druckerey auf dem dicken Papier einige Linien hoch von der Rück-

seite herausgepreßt. Der Blinde legt die linke Hand auf die erhaben stehenden Zeilen, fährt mit den Fingerspitzen der rechten Hand darauf hin, und rückt so mit beyden Händen zu der folgenden Zeile fort, und spricht dann, wie ein langsam Lesender, die Worte im Zusammenhange aus.

Ludwig. Um Vergebung, lieber Karl! davon kann ich mir noch keine deutliche Vorstellung machen.

Karl. Hast Du noch keine gepreßten Visitenkarten? keine gepreßten Neujahrswünsche gesehen? Denn so stelle ich mir vor, ragen die Buchstaben ihrer Bücher und ihrer Musiknoten über die Fläche des Papiers hervor, wie dort auf den Karten die Verzierungen.

Ludwig. Verzierte Visitenkarten liebt mein Vater nicht. Er schreibt bey nöthigen Fällen auf eine ganz einfache

Karte seinen und der Mutter Nahmen. Von gedruckten Neujahrswünschen ist er aber vollends gar kein Freund.

Sophie. Das ist wahr, dergleichen Neujahrswünsche haben wir keins von uns dreyen, wenigstens in unserm Hause nicht gesehen: denn der Vater sagt, daß die Verzierungen derselben oft eben so abgeschmackt wären, als die Verse. Es sey besser, man sagte, oder schrieb selbst, was man bey solchen Gelegenheiten seinen Freunden und Wohlthätern von Herzen wünsche.

Wilhelm. Basta! Ihr kommt zu weit ab, wenn Ihr dieses Gespräch fortsetzen wollet, und wir kommen später zu unserm Zweck.

Karl. Hast Du auch noch keine Dosen von gepreßtem Leder gesehen?

Ludwig. Nein.

Adolph. Vielleicht wird Dirs verständlicher, wenn Du eine unserer Münzen von Kupfer oder Silber oder Gold genau betrachtest. Findest Du nicht auf die-

sen die Buchstaben, Zahlen, Wappen und Bildnisse auf der Fläche hervorstehen?

Ludwig. Dank Dir, Freund, nun kann ich mir eine Vorstellung machen.

Karl (liest wieder):

„Eben so lernen die Musiker unter ihnen ganze Sonaten, Konzerte u. s. w. auswendig, und tragen sie dann mit eben so viel Genauigkeit und Takt, als mit zartem Ausdruck vor. Die gestrige öffentliche Prüfung des Instituts fing mit einer von sechs jungen Männern trefflich gespielten Sonate an. Dann folgten die Leseübungen nach der oben benannten Methode."

Emilie. O, das muß ein rührender Anblick seyn, wenn man Blinde lesen sieht und hört!

Karl (liest weiter):

„Nach den Leseübungen folgten die Diktir- und Setzübungen mit Worten und Lettern.

Ludwig. Was? Es ist ihnen vordiktirt worden, und sie haben nachgeschrieben, wie wir, wenn der Lehrer uns vordiktirt?

Wilhelm. Nun, das muß noch weit schwerer, als das Lesen seyn.

Adolph. Das glaube ich fast auch. Wie viel anhaltendes Nachdenken, und wie viel Erfindungskraft muß ein solcher Lehrer haben, wie viel tausend Versuche muß er machen, ehe er die rechte, die leicht ausführbarere Unterrichtsweise trifft!

Karl (liest)

„Ein Italiener, der ebenfalls bey dieser Prüfung gegenwärtig war, ward von Herrn Haüy gebeten, ein Wort aufzugeben. Er gab ricognoscenza (Dankbarkeit) auf, welches ein Blinder mit metallenen Lettern zwischen zwey

Buchdruckerstäben nach der französischen Aussprache, setzte. Nun ward aus einem andern Zimmer ein zweiter Blinder gerufen. Dieser betastete das gesetzte Wort, und sagte gleich: Das ist nicht französisch. Dann sprach er es aus, und erklärte den Begriff des ihm übersetzten Wortes. Dieser erste, und fertigste Zögling, welcher selbst, so wie mehrere der ältern den jüngern Unterricht ertheilt, heißt Lesueur.

Julchen. Diesen Nahmen müssen wir uns merken. Er muß uns eben so wichtig seyn, als verschiedene uns so liebe Nahmen der Lehrer am Erziehungsinstitut des edeln Salzmanns zu Schnepfenthal.

Wilhelm. Je nun, wenn ich ihn auch nicht ganz so lieb haben kann, als Herrn Salzmann und Herrn Gutsmuth, *)

---

*) Es sollte mich fast wehmüthig machen, wenn meine jungen Leser und Leserinnen

so soll er doch ganz dicht neben diesen in meinem Herzen stehen.

Karl (liest weiter)

„Zu der nun folgenden Rechnungsübung gab ihm ein Zuhörer ein nicht leichtes kaufmännisches Exempel auf. Er setzte die Zahlen, wie der vorige, zwischen mehreren Reihen von Stäben, wiederholte sie laut, und brachte das genaue Facit heraus. Diese und die geographische Uebung sind besonders merkwürdig. Es wurden verschiedene Landcharten hingelegt. Die Umrisse der Länder und Meere, der Lauf der Flüsse u. s. w. sind darauf, wie bey den Buchstaben und No-

---

diese vorzüglichen Männer nicht kennen sollten, die sich um die Jugend in ihrer geschätzten und bewährten Erziehungsanstalt sowol, als außer derselben durch ihre vortreflichen, so nützlichen Schriften höchst verdient gemacht haben.

ten hervorgetrieben und liegen etwas erhaben. Ein Zuschauer schob dem Blinden eine dieser Karten unter. Er betastete sie und nannte das Land. Ich führte seine Hand auf einen Kreis der deutschen Karte; auch den nannte er sogleich. Dann nahm Herr Haüy ein Blatt Papier, preßte es auf den hervorstehenden Umriß, der ihm von nur gezeigten Insel Malta, und legte dieses Blatt, worauf der Umriß der Insel durch den Druck mit der Hand auf der Karte nur sehr schwach ausgedrückt war, einem Blinden unter. Mit leiser Berührung der Hand fuhr dieser einige Mal darauf hin, nannte erst die Karte von Italien, zu welcher die Insel gehört, und dann den Nahmen selbst. Einige unserer gewöhnlichen Landkarten waren mit

leicht erhabenen Quadraten bezogen. Ich leitete Lesueurs Hand auf eines dieser Quadrate auf der Karte von Rußland, unter welchem das Eismeer lag. Schnell fuhr er mit der Hand den Quadraten nach, schien diese in den Gedanken zu zählen, und sagte: Sie zeigen mir das Eismeer. Nach der Uebung in dieser Fertigkeit des Gefühlvermögens und des Gedächtnisses sangen zwey weibliche Blinde mit rührendem Ausdruck ein Lied, das sich auf ihren Zustand bezog, und ein Anderer deklamirte ein Gedicht auf den Unterricht der blinden Kinder, dessen Dichter er selbst ist. Dann wurden verschiedene Handarbeiten der Blinden vorgelegt, gestrickte Westen, Handschuh, Geldbeutel, Schreibkästchen von Papier, Spatzierstöcke

mit feinen Lederstreifen überzogen, und mehrere dergleichen Arbeiten; die dann von den Zuhörern zur Unterstützung der Armen unter diesen Zöglingen gekauft wurden. So viel aus Meyers vortrefflichen Briefen von diesem Institute.

Wilhelm. Ich kann wol sagen, daß mich lange nichts so an sich gezogen hat, als diese Beschreibung; aber es ist mir doch so weh! so weh dabey geworden —

Emilie. Ich glaube Dir das recht gern, denn es ist angreifend so lange und unter so vielen Unglücklichen in Gesellschaft zu seyn, die unser ganzes Mitleiden auffordern.

Wilhelm. O da irrst Du. Gegentheils habe ich darüber eine unaussprechliche Freude empfunden, daß sich ein Mann gefunden hat, der diesen guten Menschen die Last ihres Elends so menschenfreundlich erleichtert. Aber mich betrübt etwas ganz anders —

Hannchen. Und das wäre?

Wilhelm. Daß es Menschen giebt, die die Verdienste Haüys kränken, und statt sie zu belohnen, sie herabsetzen können. Wenigstens muß Bonaparte noch nichts davon erfahren haben, er würde kein gelaßner Zeuge dabey geblieben seyn; denn ein wahrhaft großer Mann ist auch gegen die Verdienste anderer großen Männer gerecht.

Emilie. Da hat Wilhelm wirklich Recht. Und wüßte Bonaparte nur das Geringste, und verhülfe nicht sogleich dem Herrn Haüy zu seinem vorigen Ansehen, vergütete er ihm nicht die erlittene Kränkung auf eine ausgezeichnete Weise, wahrhaftig, ich könnte ihm nicht gut seyn, und wenn ihn die ganze Welt anbetete.

Karl. Schwester! Schwester! Wenn Du die Ungerechtigkeit Anderer ahnden willst, so sey nur erst selbst gerecht. Langen wol unsere Einsichten aus, wir, die wir noch Kinder sind, die Handlungen vollen-

deter Männer richtig beurtheilen zu können?

Ludwig (so eifrig, daß ihm am Ende seiner Worte die Thränen in die Augen treten). Ey, was da! Bonaparte muß nicht glauben, daß nur Soldaten große, verdienstvolle Männer sind. Herr Haüy ist mir lieber, als mancher seiner Generale; denn es ist gewiß leichter, Tausende von Menschen niederschießen zu lassen, als nur einem einzigen Blinden schreiben, lesen, und viele nützliche Wissenschaften, ja sogar mancherley Arbeiten zu lehren. Der General läßt Menschen ums Leben bringen; Haüy erweckt die Todten zum Leben —

Emilie. Denke, was Du willst, Karl! Für diese Aeußerung muß ich Ludwigen küssen. (Sie küßt ihn).

Sophie. Auch von mir soll er ein Māulchen haben, denn so gescheut hat er in seinem Leben nicht gesprochen. (Küßt ihn).

Julchen. Bruder, Du bist immer ein wilder, leichtsinniger, voreiliger fast ganz unbesonnener Mensch gewesen; aber

Deine Thränen kommen von Herzen, und zeigen Dich besser, als wir zeither von Dir geglaubt haben. Nimm auch von mir diesen Kuß und höre meine Bitte: Sey künftig bedachtsamer, damit wir Freude über Dich haben, und Dich nie wieder für schlimmer halten dürfen, als Du wirklich bist.

Hannchen. Nun, da Ihr Alle den kleinen Wildfang küßt, so darf ich mich schon nicht ausschließen. (Sie küßt ihn).

Karl. Wie aber dann, wenn Bonaparte gar nicht an dieser Kränkung Haüys Schuld, wenn sie Haüy eher widerfahren wäre, als Bonaparte an die Regierung kam?

Ludwig. Ey, da hätte er, sobald er Consul wurde, diese Ungerechtigkeit auf der Stelle wieder gut machen sollen.

Karl. Du stellst Dir die Regierung Frankreichs sehr klein vor, wenn Du glaubst, es sey das Ganze auf Ein Mal übersehen. Können nicht die Feinde Haüys Bonaparten mit falschen Nachrich=

ten hintergangen haben? Hat uns der Vater nicht so oft schon Beyspiele aus der Geschichte erzählt, daß die größten, die besten Menschen nicht selten die meisten und schlimmsten Feinde haben?

Ludwig. Alles gut! Aber Herrn Haüys Institut ist ein öffentliches Institut, es hat über zwanzig Jahre seine Vorzüge hell ans Licht gestellt, es ist das Einzige vielleicht in der ganzen Welt — So etwas muß einem Manne nicht entgehen, der ernstlich wünschet, ein Wohlthäter des Menschengeschlechts zu werden —

Adolph. Kinder, das wird endlich ein Streit über einen Gegenstand, den keiner von uns richtig beurtheilen kann. Karls Vater wird ihn einzig entscheiden können; laßt uns bis dahin anstehen, bis dieser zurück kommt. Wie ich sehe, so hat Karl uns noch viel vorzulesen, und ich vermuthe, daß es gewiß viel Unterhaltendes für uns seyn wird, wie wäre es, wenn wir lieber zuhörten, als jenen Streit fortsetzten?

Ludwig. Das lasse ich mir gefallen.

(Alle stimmen ein: ich auch: ich auch).

Karl (liest nun wieder aus dem Briefe seines Vaters vor).

„Nun will ich Euch doch auch meine Absicht erklären, warum ich Euch diese merkwürdige Nachricht von Herrn Haüy gegeben habe. Da es sehr leicht ist, seine hellen und gesunden Augen verlieren zu können, ohne daß man sich dieses Unglück durch eigene Verschuldung zuzuziehen braucht, da mancherley Zufälle, besonders gewisse Krankheiten, als da sind Pocken, hitzige Fieber und dergleichen, die Ursache dazu werden können; so würde ich jedem jungen Menschen rathen, sein Gefühl in Zeiten aufs möglichste zu üben, um im Fall der Noth, wenn er seine gesunden Augen verlieren sollte, sich doch einigermaßen diesen Verlust

ersetzen zu können. Daß dieses möglich sey, könnt Ihr nicht nur aus dieser Nachricht von dem Institute des Herrn Haüys gelernt haben; sondern auch noch so manches andere Beyspiel soll Euch diese Wahrheit lehren. So eben fallen mir einige bey, und Ihr werdet auch hier Wunderdinge hören. Saunderson ein engländischer Mathematiker verlor schon in seinem zweyten Jahre durch die Blattern nicht nur den Gebrauch seiner Augen, sondern sogar auch die Augen selbst. Und doch, denkt Euch, was dem Menschen nicht alles möglich ist! doch wurde Saunderson einer der vorzüglichsten Mathematiker —

Hannchen. Das Wort verstehe ich nicht. Was sind das für Herren?

Karl. Die Mathematik ist die Wissenschaft, alle Größen berechnen zu können. Unter Größen verstehet man die Eigenschaft, nach welcher sich ein Ding oder ein Gegenstand, wenn Dir das deutlicher ist, vermehren oder vermindern läßt. Diese Wissenschaft beschäftiget sich also mit dem Ausmessen, Ausrechnen und Vergleichen aller wirklichen Dinge in der Welt; und daraus kannst Du leicht schließen, wie wichtig sie ist.

Hannchen. Ich habe genug, denn ich merke schon, daß Du mir da grundgelehrte Dinge hererzählen willst; aber ich entschuldige mich, daß ich ein Mädchen bin —

Ludwig. Für Dich und Adolphen, da Ihr Gelehrte werden wollt, mag so etwas wol ein Vergnügen seyn; aber für mich kann's nicht taugen, denn ich will ein Kaufmann werden.

Karl. Muß denn ein Kaufmann nicht rechnen können? Auch die Rechenkunst gehört zur Mathematik. Und ist es nicht

angenehm, wenn man nicht nur weiß, daß 3 mal 10 dreyßig ist; sondern daß man es auch bestimmt erklären kann, warum 3 mal 10 dreyßig seyn muß, und weder 29 noch 31 seyn kann. Doch wir wollen nun wieder hören, was uns der Vater von dem blinden englischen Mathematiker erzählt.

„Saundersons Geschicklichkeit hatte einen so allgemeinen Ruf erhalten, daß er als Professor der Mathematik bey der englischen Universität Cambridge angestellt wurde, und dieser ehrenvollen Stelle beynah 28 Jahre lang mit der größten Ehre vorstand. Er hielt sehr lehrreiche Vorlesungen über die Optik, das ist: über die Lehre des Lichts und der Farben —

Wilhelm. Nun wirklich, wenn das Euer Vater nicht geschrieben hätte, so glaubte ich, man wollte uns zum Besten haben, und uns mit einem Stückchen aus

der verkehrten Welt belustigen, oder einen Versuch mit uns machen, wie leichtgläubig wir seyn könnten; denn überlegt es nur, wie viel dazu gehört, glauben zu sollen, ein Blinder könne die Sehenden vom Licht und den Farben unterrichten. Ich bin wirklich neugierig, recht sehr neugierig, was noch weiter von ihm erzählt wird.

Karl (liest wieder)

„Folgendes Beyspiel mag Euch zum Beweis dienen, wie sehr er, nur er selbst, ohne irgend eine so glückliche Anleitung in seiner frühen Jugend genossen zu haben, wie sie Herr Haüy in Paris jetzt giebt, sein Gefühl geübt und ausgebildet hatte. Er fand unter einer Menge von Münzen jede falsche heraus, sie mochte noch so gut nachgemacht seyn. Oft hat der blinde Saunderson manchem Sehenden, so gute

Augen dieser auch hatte, so einsichtsvoll, so erfahren er auch seyn mochte, Auskunft geben müssen, wenn er in Zweifel stand, ob diese oder jene Münze ächt oder falsch sey.

Wilhelm. Da möchte einem der Verstand still stehen bleiben!

Ludwig. Ja, ja, mein lieber Freund! da geht Dirs gerade, wie mir. Solche Menschen sind aber gewiß äußerst selten, wer weiß, ob's in der Welt noch einen Saunderson gegeben hat, und ob es je wieder einen geben wird.

Adolph. O ja! Ich will dann eine ähnliche merkwürdige Geschichte von einem Frauenzimmer erzählen, das wenigstens den Zöglingen des Herrn Haüys nichts nachgeben wird.

Ludwig. Warum willst Du sie nicht jetzt erzählen? Du brauchst vielleicht Zeit, Dir erst eine aussinnen zu können?

Adolph. Diese Beleidigung vergebe ich Dir, als einem Menschen, der es zu ge-

wohnt worden ist, sich zu übereilen, als daß er vorher erst überlegen könnte, was er spricht und was er sprechen will und soll. Ich halte die Erzählung meiner Geschichte noch darum zurück, weil uns Karl erst den Brief seines Vaters, der uns so viel Vergnügen macht, ganz vorlesen soll. Bist Du nun beruhigt?

Karl. Gedulde Dich, Ludwig, der Brief meines Vaters wird bald zu Ende seyn, oder macht es Dir und Andern in der Gesellschaft Langeweile, so will ich ihn weglegen.

(Nachdem Alle ihren Unwillen über Ludwig geäußert, und Karln gebeten haben, den Brief bis auf die letzte Sylbe vorzulesen, fängt Karl wieder an zu lesen):

„Glaubt nicht, meine Kinder! daß nur Saunderson der einzige Blinde war, der sein Gefühl so bewundernswürdig ausgebildet hat; ich will Euch noch ein zweytes, neueres und gewiß nicht weniger auffallendes Beyspiel erzählen.“

Julchen. Und das wird Ludwigs Urtheil widerlegen, der vor einigen Minuten entschied, außer Saunderson könne es keinen Blinden gegeben haben, noch werde es je einen wieder geben, der es eben so weit in der Bildnng seines Gefühls gebracht habe, als dieser.

Ludwig. Das wollen wir bald hören —

Karl (liest)

„Kersting heißt der Mann, der Eurer Aufmerksamkeit nicht unwerth seyn wird. Kersting mußte in seiner Jugend oft spät in der Nacht durch einen dunkeln Gang gehen. Aus Furcht schloß er dann oft seine Augen zu. Hierbey machte er eine Bemerkung, die ihm für seine Blindheit äußerst wichtig war. So oft er sich nämlich einem festen Gegenstande näherte, fühlte er eine gewisse Wärme über den ganzen Kör-

per. Nun übte er sich öfter mit verschlossenen Augen zu gehen, und empfand diese Wärme alle Mal in der Nähe eines harten Gegenstandes. Er gelangte durch diese Uebung so weit, daß er sich niemals stieß. Nachher ward er blind und taub. Jene Fertigkeit kam ihm sehr zu statten, denn er konnte allenthalben ohne Gefahr vor Verletzung herumgehen. Er schrieb in seiner Blindheit nicht nur ein Werk vom Beschlagen der Pferde, sondern verfeinerte sein Gefühl so weit, daß er alle mit grober Schrift gedruckten Bücher fertig lesen konnte, indem er jeden einzelnen Buchstaben mit den Fingerspitzen ausfühlte.

Ludwig. Allen Respekt! Der hat's am weitesten gebracht. Buchstaben, gedruckte Buchstaben in den Büchern mit den

Fingerspitzen auszufühlen, das will was sagen. Und wer mag ihn das gelehrt haben?

Sophie. Wer anders, als er selbst? Hast Du nicht gehört, daß er schon, ehe er noch blind wurde, und als er noch die gesündesten Augen hatte, sein Gefühl oft gerade so übte, als wenn er blind wäre?

Ludwig. Nun das kann gar nicht anders seyn, sein Unglück muß ihm ordentlich geahnet haben.

Sophie. Wie Du doch so albern sprechen kannst! Geahnet hat es ihm gewiß nicht.

Emilie. Gewiß nicht. Vielleicht dachte er aber, als er jene erste Bemerkung machte, an die Möglichkeit blind werden zu können, und dieser Gedanke trieb ihn an, mehrere solche Bemerkungen zu machen, und auf alles zu achten, was dahin Einfluß haben konnte.

Ludwig. Wie einer aber doch nur bey seinen schönen, hellen, vortrefflich se=

henden Augen auf den Gedanken kommen kann, blind werden zu können?

Emilie. So?

Ludwig. Ja ja! Ehe mir das einfallen würde, würde ich lieber alles thun, meine gesunden Augen als einen Schatz zu bewahren. Vorsicht, Vorsicht — ist ein Universal-Verwahrungsmittel; dabey bleibe ich.

Sophie. Ey, Du bist eben der Vorsichtige! Deine Reden stimmen nicht immer mit Deinen Handlungen überein.

Emilie. Als wenn man nicht durch hunderterley Zufälle dieses edeln Schatzes verlustig werden könnte! Hast Du schon vergessen, was oben mein Vater schrieb? daß z. B. die Pocken viele Menschen blind machen; daß es noch viel andere Krankheiten giebt, denen man auch durch die größte Vorsicht nicht answeichen kann, und die uns alle um unsere gesunden Augen bringen können?

Adolph. Hast Du die traurige Geschichte von dem kleinen U.. schon verges-

sen, der so schnell seine Augen einbüßte? Ein großes Stück von der Gips-Decke des Zimmers, an der man noch kein Rißchen sah, fiel herab. Es hätte den kleinen A.., der noch in diesem Zimmer schlief und in welchem weiter niemand zugegen war, erschlagen können, so dicht war das Stück Decke vor seinem Bette niedergefallen. Er erwacht. Es fällt noch ein Stück nach, eine Menge Kalkstaub fliegt in die Augen des Knaben. Er kann nicht sehen, schreyt, ruft. Vater und Mutter eilen herzu. Sie sind vor Schreck ganz starr, da sie sehen, in welcher Gefahr ihr Kind geschwebt hatte. Der Knabe schreyt heftig: meine Augen, ach meine Augen! — Die Eltern sehen darnach. Sie vermuthen, daß Kalk hinein gefallen ist, sie nehmen sogleich laulige mit Wasser verdünnte Milch, was ein gutes Mittel in solchen Fällen ist; sie schikken zum Arzt; alle Mühe wird angewendet; und doch, doch mußte der kleine gute A.. blind, auf beyden Augen blind werden.

Ludwig. Das sind seltene Fälle —

Sophie. Und wer bürgt Dir dafür, daß alles, was Dir so selten zu seyn scheint, gerade Dich treffen kann?

Emilie. Wie? Ludwig, Du wirst still? Doch noch eine Frage: warum lernst Du schon jetzt rechnen?

Ludwig. Weil ich rechnen können muß, wenn ich ein Kaufmann werden soll.

Emilie. Wird es daher nicht rathsam seyn, sein Gefühl bey guten Augen so zu üben, damit es uns dann diene, wenn uns auch ganz unvermuthet das schreckliche Loos zufallen sollte, blind zu werden? wird es uns nicht dann noch dienen, wenn wir auch nicht blind, sondern unsere Augen im Alter nur schwach würden? und wie viel alte Menschen sehen in ihrem Alter noch so scharf, als sie in ihrer Jugend sahen?

Ludwig. Es mag gut seyn. Ich merke wol, daß mit Euch nicht viel anzufangen ist, denn Ihr seyd Streitköpfe. Karl lies uns lieber vor, was uns Dein

Vater noch von dem blindgewordenen Kersting erzählen wird.

Wilhelm. Aber wißt Ihr was? Wir wollen Karln nicht mehr, während er vorliest, unterbrechen; laßt uns unsere Bemerkungen sparen, bis der Brief ganz zu Ende ist.

Adolph. Auch mir scheint das besser zu seyn —

Karl. Wie Ihr wollet. (Er liest weiter)

„Kersting vertrieb sich während seiner „Blindheit unter andern die Zeit damit, daß er sich Hyacinthen- und „Tulpenzwiebeln pflanzte; Obstbäume in seinem Garten oculirte und „pflanzte; und die meisten Gärtnerarbeiten verrichtete. Jeden Morgen besuchte er seine Blumen und „Gewächse, befühlte sie auf das genaueste, wußte mit seinem feinem „Gefühle ganz genau alle Arten seiner „Blumen zu unterscheiden. Jedes

Auge und jedes Knöspchen an seinen Bäumen war ihm so bekannt, daß: es Niemand hätte wagen dürfen, ihm ein Blatt oder eine Knospe abzubrechen. So ersetzte ihm sein verfeinertes Gefühl fast alle Vortheile die er sonst von seinem Gesicht gehabt hatte; sogar auch das Gehör wurde ihm dadurch ersetzt. Seine Frau lag einst mit dem Munde zufälliger Weise an seiner Schulter, indem sie eines Morgens der hereintretenden Magd einige Aufträge gab, und er fühlte bey ihrem Sprechen eine Folge sonderbarer Veränderungen an seinem Arme. Hierdurch aufmerksam gemacht, ließ er sich von ihr seine Hand an den Mund legen, und erst jeden Buchstaben des Alphabets nach der Reihe auf seiner Hand aussprechen. Bey je-

dem Buchstaben nahm er eine andere Empfindung in seinem Körper gewahr, die er sich sorgfältig merkte, weil er fand, daß bey Wiederholung desselben Buchstabens immer dieselbe blieb; und durch fleißige Uebung erlangte er in der Folge eine so große Fertigkeit, daß seine Frau, ob er gleich völlig taub war, nur seine Hand auf ihren Mund zu legen und ganz sachte dagegen zu reden brauchte, um sich mit ihm eben so leicht, als ob er das genaueste Gehör hätte, unterhtalen zu können. Als seine Frau zum ersten Male laut das Alphabet auf seine Hand hinsagte, war es ihm, als sie das R aussprach, als wenn erstirken müßte. Sein Herz wurde beklemmt, er zitterte und bebte an allen Gliedern, er schrie laut vor Angst, und sagte

zu seiner Frau: Mein Gott, was fängst Du mit mir an? Eben deshalb vermied sie in der Folge diesen Buchstaben, so oft sie konnte, oder sprach ihn nur so leise, als möglich aus. Ueberdem meldet man von ihm, daß er während seiner Blindheit und Taubheit fast beständig in einem seligen Zustande außerordentlicher Heiterkeit und deutlicher lichtvoller Ideen zubrachte.“ Diese Nachricht von dem Euch gewiß sehr merkwürdigen Manne habe ich Euch aus den wöchentlichen Unterhaltungen des Herrn Consistorialrath Zöllners mitgetheilt. Was ein so glaubwürdiger Mann versichert und öffentlich drucken läßt, dessen Schriften zu den lehrreichsten gehören, und die auch Ihr, wenn Ihr nur einige Jahre älter seyn werdet, lesen sollet,

muß mit der Wahrheit genau übereinstimmen.

Ludwig. Ist nun der Brief zu Ende? Schade, schade, wenn das wäre; ich hätte noch eine Stunde zuhören wollen.

Karl. Nur noch einige Zeilen sind übrig —

Julchen. Wir bitten auch um die Mittheilung dieser, denn von einem so lieben Vater, wie der Deinige ist, büßt man nicht gern ein Wort ein.

Karl. Und wie ich so eben sehe, gehen sie Euch eben so gut an, als uns.

Hannchen. Das glaubte ich schon vorher; denn die Aufschrift des Briefes war ja an uns Alle gerichtet.

Karl. Diese Fragen meines Vaters sind folgende:

„Würden dergleichen Beyspiele als diejenigen waren, die ich Euch hier aufstellte, auch Euch ermuntern und an-

feuern können, Versuche anzustellen, und Euer Gefühl aufs möglichste zu üben? Zwar hat man ein Sprichwort, daß die Noth die größte Lehrmeisterin sey; aber glaubt meinen Worten, der Mensch kann auch ohne diese harte Lehrmeisterin sehr viel ausrichten, und man kann diesem Sprichworte ein anderes entgegensetzen, das eben so wahr ist. Dieses Sprichwort heißt: Was der Mensch will, das kann er. Guter Wille und unerschütterliches Ausharren haben schon oft in der Welt Wunder gethan. Leider ist es nur zu wahr, daß wir, wenn alle unsere fünf Sinne vollkommen sind, einen mit dem andern vernachlässigen, und es gehet uns dann beynahe nicht anders, als jenen Herren, die viel Dienst-

leute haben; einer verläßt sich immer auf den andern, und dadurch leistet selten jeder Einzelne so viel, als er eigentlich leisten könnte. So vernachlässigen wir zum Beyspiel den Sinn des Gefühls, weil unsere Augen gut und hell sind; wir üben unser Gesicht weit weniger, als wir sollten, weil wir gut hören und nicht stumm sind. — Wie, wenn Ihr, meine Kinder, dergleichen Uebung zur Stärkung Eurer Sinne zum Gegenstande Eurer Spiele machtet? wenn Ihr Euch zwar alle Tage so viel es die Zeit und die Gelegenheit erlaubten, übtet, aber in euerm Sontagskränzchen jedes Mal eine halbe Stunde lang nun öffentlich Proben ablegtet, wie weit Ihr es gebracht hättet? Ihr sollet Euch, das darf ich Euch mit aller Gewiß-

heit zum voraus versprechen, über den Erfolg solcher Uebungen recht sehr freuen. Ihr würdet bald große Fortschritte machen, denn eins würde das andere anfeuern, und es ihm zuvorthun wollen.

Ludwig. Hört, seyd Ihr Alle dabey? Zu solchen Uebungen hätte ich schon Lust. Aber wer wird es uns lehren, wie wir das anzufangen haben?

Karl. Auch dafür hat mein Vater gesorgt. Hört weiter.

„Sehr erleichtern werdet Ihr Euch diese Uebungen, wenn Ihr folgende Regeln beobachten wollet. Erstlich: Betrachtet jeden sehbaren Körper immer ganz genau, blickt ihn mit forschenden Augen an, prüft die Aehnlichkeit und den Unterschied aller dieser Gegenstände durch gewisse Vergleichungen, macht die Augen

dann zu, und versucht es, ob Alle diese Gegenstände, die Ihr nicht mehr sehet, Euerer Einbildungskraft recht lebhaft vorschweben; laßt mit diesen Uebungen nicht eher nach, bis Ihr so weit seyd, daß Ihr Euch mit verschlossenen, zugedrückten Augen, bloß durch Hülfe Euerer Erinnerungs- oder durch Eurer Einbildungskraft, zum Beyspiel einen Thaler, einen Groschen, einen Dukaten und alle Gegenstände, die Ihr mit den Augen betrachtet habt, wieder so vorstellen könnet, als sähet Ihr sie wirklich vor Euern Augen. Zweytens betastet alle Gegenstände die sich betasten lassen; befühlt genau mit Euern Händen, im Anfange besonders mit den Fingerspitzen, die Form dieser Körper oder dieser Gegenstände zuerst, wenn sich das thun

läßt, im Ganzen, dann jeden einzelnen Theil desselben. Wiegt ferner die Schwere oder die Leichtigkeit derselben; vergleicht sie unter einander, und das alles erst mit sehenden Augen, und wenn Ihr Euch eine gewisse Bestimmtheit zutrauen dürft, dann versucht es, ob Ihr dieses auch mit verschlossenen Augen eben so bestimmt angeben könnet. Sollte Euch das alles Anfangs etwas schwer vorkommen, so bedenkt, daß aller Anfang schwer ist; aber vergeßt nicht dabey, daß einzelne Versuche und Uebungen nach und nach doch zur Fertigkeit werden müssen. Um mich Euch noch deutlicher zu machen, will ich diese Regeln Euch durch ein Beyspiel erläutern. Um auch mit verschlossenen Augen wissen zu können, was ein Groschen, ein

acht Groschenstück, ein Speciestha-
ler, ein Kupferpfennig, ein Kup-
ferdreyer sey, so übt erst durch ge-
naue Anschauung derselben Eure
Widervorstellkraft, (Erinnerungs-
oder Einbildungskraft) dann ver-
sucht, ob Ihr Euch solche, ohne eine
andere Münze vor Euern Augen
zu haben, recht lebhaft vorstellen
könnet. Fühlt dann jeden Buchsta-
ben, jede Ziffer genau aus, und
das zuerst, wie ich Euch gerathen
habe, mit den Fingerspitzen; dann
fühlt das Wappen, den Kopf, oder
die Figur aus, die auf einer der Flä-
chen dieser Münzen stehet. Fangt mit
solchen Münzen an, wo die Zahlen
und die Schrift etwas stärker her-
vorstehen, welches der Fall bey den
Kupfermünzen ist. Und endlich legt
erst eine der leichtesten dieser Mün-

zen inwendig auf das erste Glied des Mittelfingers dicht an die Spitzen desselben an, und wiegt, wie schwer sie sey; dann vergleicht sie mit einer schwerern. Gesetzt Ihr hättet zuvor mit einem Groschen einen Versuch gemacht, so macht ihn nun mit einem Zweygroschenstück. Noch mehr! Nun legt auf den Mittelfinger der einen Hand, den Groschen, und auf den Mittelfinger der andern das Zweygroschenstück. Und wenn Ihr diese und andere ähnliche Uebungen täglich fortsetzet, so könnet Ihr gewiß in einem Jahre hunderterley Gegenstände fast bestimmt durch Euer feiner gewordenes Gefühl, ohne daß Euch Eure Augen dazu behülflich seyn müssen, von einander unterscheiden lernen. Wie, wenn ich über 8 Tage, wo ich gewiß wieder unter

Euch seyn, mich mit Euch freuen und an Euern Spielen theilnehmen werde, wie wenn ich da schon einige Früchte von Eueren Bemühungen, als Folge meines an Euch gethanen Vorschlags genüßen könnte? Doch überlasse ich es bloß Euerm freyen, guten Willen; zwingen will ich Euch nicht dazu. Und nun lebt wohl, und seyd vergnügt; recht sehr vergnügt. Auf ein glückliches, nun baldiges Wiedersehen freuet sich von ganzem Herzen Euer Vater und Euer Freund.

Ludwig. Nicht wahr, nun laßt ihr eure Flügel hängen? Nun hat niemand Ohren? denn ihr schweigt ja alle.

Sophie. Oft empfindet man mehr, als man spricht!

Wilhelm. Wer etwas versprechen will, muß zuvor überlegen, ob er auch sein

Versprechen halten kann. Wer das nicht thut, kann sich leicht um das Zutrauen aller guten Menschen bringen.

Ludwig. So! so! Also denkt ihr wol ich bin ein Windbeutel?

Sophie. Wenn man Dich nach dem beurtheilen wollte, was Du und wie Du zeither warst, so dürfte eine solche Vermuthung keinesweges unmöglich seyn. — Indessen könnte es doch = = =

Ludwig (sie nicht ausreden lassend) Höre Schwester! Du kommst mir doch immer sehr fatal der Quere. Weißt Du's, daß mich das nun beynahe zu verdrüßen anfängt?

Adolph. Du hast sie ja nicht ausreden lassen. Das Bessere folgte vielleicht dem Schlimmern nach, denn —

Ludwig (auch Adolphen läßt er nicht ausreden) Weiß ers, junger Freund, daß er nur ganz ruhig seyn kann, denn er will doch nur erst hören, wo der Wind herkommt! Bemühe er sich nicht und bezahle er lieber seine Schuld —

Julchen. Wie? Adolph wäre Dein Schuldner? Adolph, wäre das wahr?

Ludwig. Nicht allein mein, sondern auch der Schuldner von Euch Allen ist er. Hat er nicht versprochen, uns eine Geschichte von einem merkwürdigen Blinden zu erzählen? eine Geschichte, die alle die, von denen wir eben erzählen hörten, weit, weit übertreffen soll.

Adolph. Ich berufe mich auf die ganze Gesellschaft, ob ich dieses versprochen habe. Eine Geschichte von einem merkwürdigen Blinden wollte ich zwar erzählen, aber daß diese alle die jetzt gehörten weit, weit übertreffen solle, das ist ein Zusatz von Ludwig, der ihm zu keiner großen Ehre gereichen wird.

Ludwig. Du bist empfindlich? Hörst und siehst Du's denn nicht, daß das mein Spaß, mein völliger Spaß war?

Adolph. Nun, dann will ich mirs allenfalls gefallen lassen!

Sophie. Ja, ja, Ludwigens Späßchen sind nicht immer die feinsten.

Ludwig. Aber, nicht wahr, Deine Bemerkungen sind immer sehr fein? Doch der klügste Theil giebt nach — Schwesterchen erlaube, daß ich heute ein Mal der klügste Theil seyn darf, denn ich merke Dirs ab, daß Du, wie immer Dich schon wieder zu einem neuen Streite rüsten willst. (Zu Adolph) Erzähle uns lieber Deine Geschichte.

Adolph. Wenn die Gesellschaft nicht schon an dergleichen Geschichten genug hat, so will ichs gern thun —

Wilhelm. O nein. Aber hört! mir fällt ein: sollte nicht ein Jedes von uns einen Blinden entweder selbst gesehen und beobachtet, und seine Bemerkungen über ihn gemacht, oder irgend eine Geschichte von einem Blinden gehört haben? Wie, wenn wir es uns erzählten, was wir gesehen und dabey gedacht hätten?

(Alle nehmen Wilhelms Vorschlag an).

Ludwig (vor sich). Das habe ich gut gemacht, daß ich Adolphs Geschichte aufs Tapet brachte! Nun sitzt mir Wilhelm wie-

der auf dem Nacken, denn der hats gewiß weg, daß ich mich auf keinen Blinden besinnen kann.

Emilie (zu Ludwig) Was murmelt denn mein kleiner Freund so in sich selbst hinein?

Ludwig (Etwas schalkhaft). Ich ging mit mir zu Rathe, welchen von meinen dreyßig Blinden ich zuerst vorführen sollte. Geben Sie Acht, Sie werden sich gewiß wundern, wenn die Reihe an mich kommt.

Sophie. O, so erlaubt es ihm doch, daß er den Anfang machen darf.

Ludwig. Und wenn ihr das auch wollt, so würde ichs doch nicht thun. Ludwig kann und weiß so gut, als andre, bescheiden zu seyn. Adolphen gehört die Ehre. Ich habe ihn zuvor aufgefordert —

Sophie. Nun so magst Du der Zweyte seyn, der auf ihn folgt —

Luwig. Auch das werde ich nicht seyn. Ich habe mir vorgenommen, der Letzte zu seyn —

Wilhelm. Gut, das soll er seyn, weil er es nicht anders haben will. Wir bitten unsern Adolph, den Anfang zu machen.

Adolph. Vor ungefähr 35 Jahren lebte Mamsell de Salignak, ein junges Frauenzimmer, in Frankreich. Auf eine sehr traurige Art verlor sie schon in ihrem zweyten Jahre ihr Gesicht. Sie lag an der so gefährlichen Blatterkrankheit sehr hart darnieder. Man hatte ihrer Mutter gerathen, daß sie auf ihrer Tochter Augen Taubenblut legen solle, und empfahl ihr dieses Mittel als vorzüglich, ihr geliebtes Kind vor Blindheit zu sichern. Aber leider! leider! dieses Mittel schadete mehr, als daß es nützte; denn das Blut hatte sich tief in ihre Augen eingefressen, und die arme Salignak verlor ihre Augen und wurde stockblind. Die Natur ersetzte ihr diesen Verlust, wenn sich anders der Verlust der Augen ersetzen lassen kann, und schenkte dem guten Mädchen dafür eine schöne Gestalt, sehr viel Verstand und eine eben so starke, als schnelle Gegenwart des Gei=

ftes. Mit diesen großen Talenten, die man an ihr bewunderte, vereinigte sie eine sehr edle, wohlwollende, sanfte Seele, die ihr die Liebe und die Achtung aller derer erwarb, die mit ihr umgingen. Es ist wirklich zu bewundern, wie weit es der, seiner Augen beraubte Mensch bringen kann, da man doch die Augen für so unentbehrlich hält. Sie hatte lesen und schreiben gelernt; führte sogar einen Briefwechsel mit ihrem ältern Bruder, und besorgte seine Handlungsgeschäfte, wenn er verreißte, wie denn das sehr oft der Fall war. Wenn sie schrieb, bediente sie sich statt der Feder eines Pinsels, weil sie nicht leicht wissen konnte, wenn die Feder trocken geworden war. Vermöge eines Linials, das ihr Führer war, waren ihre Zeilen schnurgerade geschrieben. Ihre Buchstaben waren richtig, beynahe schön gestaltet, und ihre Rechtschreibung war untadelhaft.

Emilie. Wie das gute Mädchen lesen und schreiben gelernt hat, möchte ich doch wissen.

Adolph. Auch damit kann ich Dir dienen. Man ließ sie Anfangs in Pappe ausgeschnittene Buchstaben genau befühlen, lehrte sie den Unterschied der Buchstaben, das a vom b u. s. w. unterscheiden. Man ließ sie dann die Buchstaben zusammensetzen, die sie durch ihr Gefühl so genau kannte, und so richtig zu stellen wußte, daß sie dieses mit hellen, gesunden Augen nicht besser gemacht haben würde. Und auf diese Weise lernte sie Sylben, und dann Wörter zusammen setzen. Die Gestalt der Buchstaben hatte sich ihrem Gedächtniß und ihrer Einbildungskraft so tief eingedrückt, daß sie solche nun mit ihrem Pinsel genau und gut nachzeichnen konnte. Wer aber an sie schreiben wollte, und sie wechselte mit vielen Personen außer ihrem Bruder sehr gern und sehr angenehme Briefe, durfte sich die kleine Mühe nicht verdrüßen lassen, daß er seine Buchstaben mit Stecknadeln durchstechen mußte. Sie unterschied durch ihr zartes Gefühl jeden Buchstaben, indem sie die Züge des Buch-

stabens nach den eingestochenen Grenzen desselben, mit ihren Fingerspitzen erforschte.

Emilie. Dank, unserm lieben Adolph. Durch diese Bemerkung hat er mich auf einen Einfall gebracht, der mir manches Vergnügen machen soll. Doch davon sprechen wir alsdann. Oder haben wir von der guten lieben Salignak nichts weiter zu hören?

Ludwig. Das wäre in der That zu wenig.

Hannchen. So? Ich denke, daß das schon genug, daß alles geleistet sey, was man von einem Blinden verlangen könnte.

Ludwig. Nun nun! Ich wette darauf, das Beste kommt noch. Seht nur auf Adolphen, seine wichtige Miene muß ahnen lassen, daß ich nicht Unrecht habe.

Adolph. Vielleicht hat sich Ludwig dieses Mal nicht geirrt.

Hannchen. Wäre das möglich? O, lieber Adolph erzähle! Du spannst meine und gewiß unser Aller Erwartung sehr hoch.

Adolph. Nur nicht zu hoch! Allzuhoch gespannte Erwartungen sind dann immer sehr schwer zu befriedigen. Doch ich fahre fort. Unsere Salignak spielte fast alle Kartenspiele, spielte sie sehr gut, und oft besser, als die, die mit zwey hellen Augen mit ihr spielten.

Ludwig. Nun, da kann man mit allem Rechte sagen, die hat alles, wie die Spielleute, am Griffe.

Julchen. Und das scheint Dir wol sehr leicht zu seyn?

Ludwig. Wer weiß, was sie für Karten gehabt hat; werden wol solche gewesen seyn, wie die Landkarten, Buchstaben und Noten in Herrn Haüys Institute.

Adolph. Nicht ganz so! Sie spielte mit den gewöhnlichen Karten; nur mußte man ihr erlauben, die Blätter des Spiels mit äußerst feinen Stichen bezeichnen zu dürfen. Sie spielte nie anders, als mit zweyerley Karten. Bey dem ersten Spiele nahm sie die; bey dem zweyten Spiele eine andere Karte. Ihre Kennzeichen waren

alle so außerordentlich sein, daß dreyßig, vierzig und mehr Spieler, wenn sie sie nicht selbst davon unterrichtet waren, diese Karten in die Hand nehmen, besehen und befühlen konnten, ohne nur das Mindeste zu entdecken.

Hannchen. Nun wird mirs fast selbst glaublich, was mein Bruder jüngst zu einem Freunde von ihm, der ein leidenschaftlicher Spieler ist, sagte, als er ihn warnte, daß er sich unglücklich machen könnte. Er versicherte, daß alle die, mit denen er gewöhnlich spiele, Gauner wären, daß sie auf eine feine Weise ihre Karten bezeichneten, und solche am Gefühl kenneten; daß diese betrügerischen Menschen sich oft vom Daumen und dem Mittelfinger die Haut abschälten, um ein recht feines und sicheres Gefühl zu haben.

Ludwig. Das ist doch ganz, ganz abscheulich! Aber Mamsell Salignak wird doch nicht etwa auch eine solche falsche Spielerin gewesen seyn?

Adolph. Gewiß nicht. Jene Gauner, wovon Hannchen erzählt, spielen nur sogenannte Hazard- oder Glücksspiele, wo sie die Karten in ihren Händen behalten. Mamsell Salignak vertheilte hingegen die Karten umher an jeden, und nach der Regel des Spiels, der mit ihr spielte. Ihr sollten diese Kennzeichen statt der Bilder dienen, die sie nicht sehen konnte.

Emilie. Aber wenn sie auch ihre Karten kannte, die sie in der Hand hielt, so konnte sie doch nicht sehen, was ausgespielt wurde, und worauf sie zugeben sollte?

Adolph. Darauf kann ich denn doch keine bestimmte Antwort geben.

Hannchen. Ach, was zerbrechen wir uns die Köpfe darüber; wir dürfen nur Ludwigen fragen, der hilft uns schon aus dieser Verlegenheit.

Ludwig. Loses Hannchen! Wie? auch Du willst gegen mich seyn? Und ich hielt Dich für meine Freundin! Tritst Du etwa gar auf die Seite meiner Schwester?

Hannchen (etwas schalkhaft) Warum nicht gar, Du sagtest vorhin, was Adolph von der Mamsell Salignak erzählt habe, sey zu wenig — Dir kam das Alles nur als eine Kleinigkeit vor; das muß mich allerdings berechtigen, zu Dir das gute Zutrauen haben zu können, daß Du uns dieses Räthsel lösen wirst.

Ludwig (mit guter Laune scheint er sich ein wichtiges Ansehen zu geben.) Nun wenn das so gemeynt ist, so muß ich — — so muß ich (indem er den Zeigefinger auf seine Nase legt, und thut als ob er sehr nachsinnen müsse) so muß ich Euch sagen, daß ich Dir und Euch Allen für Euer gutes Zutrauen recht herzlich danke, und (lachend über die gespannte Aufmerksamkeit der ganzen Gesellschaft) und daß ich eben so wenig weiß, als Ihr Alle.

Hannchen. Du Bösewicht! Wie er uns alle mit seiner wichtigen Miene zum Besten gehabt hat!

Wilhelm. Das war die Fabel von jenem Berge recht natürlich vorgestellt, als alle Menschen hinausliefen, und Wun-

der dächten, was aus ihm werden solle, als er fast bersten wollte, und wie ein kleines, winziges Mäuschen heraus gelaufen kam.

Adolph. Nun da uns Ludwig im Finstern tappen läßt, so muß ich schon dafür sorgen, daß wir ein Laternchen aufsuchen, das uns auf den rechten Weg bringt.

Ludwig. Lieber Freund, halte er uns nicht länger auf, nehme er sein Laternchen in die Hand, und leucht' er uns.

Adolph. Mamsell Salignak bat diejenigen, die mit ihr spielten, daß sie die Karten, die sie ausspielten, ihr laut nennen und vorsagen mußten.

Ludwig (sich mit der Hand vor die Stirne schlagend) Was man nicht manchmal für ein Dummkopf seyn kann. Wie leicht hätte das nicht Jedem einfallen müssen.

Hannchen. Mäuschen! Mäuschen aus dem geborstenen Berge! wohin?

(Alle lachen Ludwigen aus).

Adolph. Macht ihnen meine Erzählung keine Langeweile, so kann ich ihnen noch manches Merkwürdige von Mamsell Salignak erzählen.

Julchen. Das gute Mädchen hat unsere Aufmerksamkeit zu sehr an sich gezogen, als daß wir Dich nicht bitten sollten, uns Alles zu erzählen, was Du von ihr weißt.

Adolph. Mamsell Salignak war auch eine treffliche Lautenspielerin. Sie lernte dieses Instrument ganz durch sich selbst, ohne den mindesten Unterricht. Schon in ihrer zartesten Jugend spielte sie ihren kleinen Gesellschaftern vor, wenn sie ein Tänzchen machen wollten. Sie hatte das glückliche Talent, daß sie eine Melodie nur ein einziges Mal hören durfte, um solche auf der Stelle nachspielen zu können.

Sophie. Das ist viel! Wie lange muß ich nicht auf dem Klaviere stümpern und klimpern, ehe ich das leichteste Liedchen aus dem Kopfe nachspielen kann.

Adolph. Wie sie älter wurde, so

lernte sie dieses Instrument auch nach Noten spielen. Sie selbst hatte vorher schon einige Melodieen zu Liedern componirt, und hatte solche sogar zu Papiere gebracht. Sie durchstach das Papier mit einer Nadel, und brachte dadurch, wenigstens für sie, die Noten deutlich genug heraus. Dieselbe Weise bediente sie sich, als ihr Unterricht gegeben wurde. Nicht nur Virtuosin auf der Laute war sie, sie war auch eine vortreffliche Tänzerin. Die Menuet, als der vorzüglichste Tanz, wurde von ihr mit unnachahmlicher Grazie und Leichtigkeit ausgeführt.

Ludwig. Alles, alles recht schön! Aber eins gefällt mir doch nicht an ihr.

Emilie. Und das wäre?

Ludwig. Daß sie nichts, als galante Dinge getrieben hat. Wer in solchen Dingen Meister ist, sagte jüngst die Großtante, ist nicht selten in der Hauswirthschaft ein Pfuscher.

Adolph. Um Verzeihung mein Freund! Ich verstehe Dich; aber ich muß

Dir versichern, daß sie sehr geschickt in den meisten Frauenzimmerarbeiten war. Sie strickte die schönsten Geldbeutel von allen, und selbst mit gemischten Farben; sie nähete vollkommen; strickte das feinste Filet. Wenn sie nähete, fädelte sie sich auch die feinsten, kleinsten Nadeln selbst ein. Ludwig bist Du nun zufriedengestellt? Und wärst Du es nicht, so könnte ich mir nicht helfen; denn außer dem, was ich schon erzählt habe, weiß ich weiter von Mamsell Salignak nichts Merkwürdiges.

Ludwig. Jetzt muß ich frey bekennen, daß ich alle Achtung gegen Mamsell Salignak habe. Nun wird wol Karl an die Reihe kommen, da wir einmal Alle eine Geschichte von einem merkwürdigen Blinden erzählen sollen?

Karl. Wenn dies der Ausspruch von der ganzen Gesellschaft seyn wird, mit Vergnügen!

Hannchen. Und das wird auf keinen Fall der Ausspruch der ganzen Gesellschaft seyn können.

Ludwig. Da hast Du Karln kein sonderliches Kompliment gemacht.

Hannchen. Lasse mich nur erst aussprechen, und ich bin überzeugt, die ganze Gesellschaft sowol, als Karl wird gegen meine Gründe nichts einzuwenden haben. So wisse denn hiermit Ludwig (indem sie aufgestanden ist, und mit komischem Anstande sich ein Ansehen giebt) So wisse denn Ludwig, daß wir uns etwas artiger dünken, als daß wir es dem guten Karl zumuthen sollten, jetzt uns noch eine Geschichte zu erzählen, da er fast eine halbe Stunde den Vorleser gemacht hat.

Ludwig. Wird er nicht eine halbe Stunde den Vorleser gemacht haben! Bedenkt doch nur, was Ihr Alles dazwischen geplaudert habt.

Hannchen. Dem sey wie ihm wolle! Wir sind überzeugt, daß uns Karl eine unterhaltende Geschichte erzählen würde; aber wir wollen lieber unsere Wünsche unterdrücken, lieber auf dieses Vergnügen Ver-

zicht leisten, als unartig seyn. Was meynst Du Julchen?

Julchen. Ich halte Deine Gründe allerdings für sehr wichtig.

Hannchen. Und Du, Sophie?

Sophie. Ich stimme Dir bey.

Wilhelm. Auch ich stimme Hannchen bey.

Hannchen. Und Du, Emilie?

Emilie. Karl ist mein Bruder; und da Ihr Alle so artig seyd, so erlaubt mir, daß ich nicht minder bescheiden seyn darf.

Ludwig (vor sich) Wer doch auch mit guter Manier so wohlfeil wegkommen könnte. Wenn eins aber auf den Einfall kommen und rufen wird: Ludwig soll erzählen; so werden sie alle schreeyn.

Wilhelm (zu Ludwig) Was murmelst Du denn in den Bart hinein? Wie wärs, wenn Du uns nun ein Geschichtchen erzähltest?

Ludwig. Lieber Freund! warum erzählst Du denn nicht erst? Ich will Dir recht gern die Ehre lassen.

Wilhelm. Nein, nein; Du sollst erst erzählen.

Hannchen, Julchen, Sophie (rufen einstimmig): Ludwig soll erzählen.

Ludwig. Dacht ich mirs nicht gleich, daß, wenn eins meinen Nahmen nennen würde, die übrigen Alle einen gräulichen Spektakel machen und einstimmig rufen würden, (indem er die Stimme Hannchens, Julchens und Sophieens übertrieben nachäfft, wenn er seinen Nahmen ausspricht). Ludwig! Ludwig! Ludwig soll erzählen. Denkt Ihr etwa, ich fürchte mich? O da irrt Ihr Euch gewaltig.

Sophie. Ja, ja, Brüderchen, wir kennen Dich schon. Laßts Euch nur erzählen. Vorigen Monat waren wir ebenfalls in einem Kränzchen, wo wir uns unter einander durch Erzählungen aus der wahren Geschichte die Zeit vertrieben. Ludwig bat sichs aus, der Letzte seyn zu dürfen.

Alle hielten diesen Zug von ihm für Bescheidenheit; aber mir ahnete gleich, daß ihn nicht die Bescheidenheit, die er, im Vorbeygehen gesagt, größtentheils nicht kennt, sondern eine ganz andere Absicht auf diesen Einfall gebracht hatte. Wie wir nun alle erzählt hatten, und die Reihe an ihn kam, trat er auf, und bat sehr um Verzeihung, daß er in der unangenehmen Lage sey, nichts erzählen zu können. Ihr könnet Euch vorstellen, was da für Augen gemacht wurden! „Ach, er will nur nicht," sagte der eine Theil der Gesellschaft, „denn das läßt sich nicht von ihm denken, daß er nichts, gar nichts aus der Geschichte erzählen können sollte;" „Ach, er will nur gebeten seyn," sagte der andere Theil. Und was erwiederte Bruder Ludwig? Sie irren sich beyde Theile, sagte er: aber fünf Damen und sieben junge Herren haben da hintereinander wegerzählt, und jedes von Ihnen eine Geschichte erzählt, die ich erzählen wollte. Da haben Sie nun meinen kleinen Vorrath so rein aufgeräumt,

aß ich Ihnen gestehen muß, daß ich ein armer Teufel, ein erzarmer Teufel und total banquerot bin." Da fingen dann Alle an zu lachen, und durch diese List zog er sich so ziemlich glücklich aus seiner großen Verlegenheit. Keins trauete ihm so viel Unwissenheit zu, Alle belachten seinen Einfall, und nannten ihn einen närrischen Kautz.

Wilhelm. So macht Ers, Freund Ludwig? Nun so wisse Er denn, wir wenigstens wollen uns von ihm nicht so hinters Licht führen lassen. Damit Punctum! Und nun erzähl Er frisch weg, was er weiß.

Ludwig. Nun, das ist mir lieb, daß ihr noch so billig mit mir verfahrt. Wilhelm, ich halte mich an Deinen Ausspruch: Ich soll erzählen, was ich weiß. Nun, so merkt auf (mit gehobener Stimme) Ich kann nichts erzählen, und warum? — weil ich nichts weiß. Ich habe alle Leute, die ihre gesunden zwei Augen haben, so ausgezeichnet lieb, und habe mit diesen so viel

zu thun, daß ich mir zur Zeit mit den Blinden noch nichts habe zu schaffen machen können. Denn offenherzig gesagt, noch nie war ich in Gesellschaft so brillanter und merkwürdiger Blinden — ich würde mich sonst früher nach ihrer so angenehmen Bekanntschaft umgesehen haben.

Emilie. O, pfuy, Ludwig. Laß Dein Witzeln, damit wir Dein Herz nicht verachten, und künftig Deine Gesellschaft vermeiden müssen.

Ludwig. Ey, ey, mein gutherziges Mamsellchen, das war doch auch ein wenig zu derb.

Sophie. Es ist gar erbärmlich von Ihm, daß Er alle Mal, wenn etwas Gescheutes erzählt werden soll, den Stummen macht. Wenn Er uns wenigstens ein Geschichtchen von dem blinden Bettelmanne erzählt hätte, der alle Messen zu uns kommt, und ohne Führer und Freund, stockblind, mit seiner Geige und seinem Waldhorn, durchs ganze Land, und auf alle Jahrmärkte zieht.

Julchen. Und wenn Er das nicht gewollt hätte, hätte Er Euch etwas von der guten Theresie Paradies sagen können; denn von dieser hat uns der Vater sehr viel erzählt, und Ludwig ist sogar in einem Concerte gewesen, das sie gegeben hat.

Ludwig. Du undankbares Mädchen! Lohnst Du so meine Aufopferung? Wisse denn, ich schwieg um Deinetwillen, und ererzählte diese Geschichte blos aus der Absicht nicht, damit ich Dir sie nicht wegkapern wollte, und damit Du etwas hübsches zu erzählen haben solltest!

Wihelm. Hör Er, lieber Freund, nun schweig Er! Von heute an soll Er unter uns den Stummen machen. Und wenn's vergönnt ist, so will ich Euch eine Geschichte von einem merkwürdigen Blinden erzählen.

Emilie. Jetzt möchte ich doch auch ein Wörtchen sprechen!

Ludwig (etwas spötterischtändelnd) Nun ja, das gute Emilchen hat auch noch nichts erzählt; bedenkts doch nur! Und man will

mich vorziehen, um ihr den Rang streitig zu machen!

Emilie. Du bist aber auch gar nicht werth, daß man für Dich ein gutes Wörtchen einlegen darf. Ich hatte es so gut mit Dir vor; aber Du bist so erstaunlich flatterhaft, daß wirklich jede gute Meynung von Dir vergebens seyn muß. Wilhelm erzähle Du Deine Geschichte noch, und dann wollen wir abbrechen, und diese Unterhaltung weiter gar nicht fortsetzen.

Sophie. Das hat man nun von dem saubern Herrn Bruder! Man hat nicht nur keine Ehre von ihm, sondern er störet auch noch obendrein das Vergnügen Anderer.

Emilie. Weißt Du was? Aergere Dich nicht. Wenn er nichts weiß, kann er nichts sagen! Vielleicht ändert er sich bald, wenn er merkt, daß ihm dieses unsere Achtung entzieht. Wir wollen ihn nehmen wie er ist, und damit gut. Er hat doch auch seine gute Seite, und wenn man die guten Seiten an andern Menschen aufsucht, so gewinnt man sie für sich. Sie

bessern sich unvermerkt, und fühlen sich durch eine solche Behandlung ganz im Stillen beschämt. Wenn man immer in sie hineinzankt, oder sie mit ihrem verkehrten Wesen öffentlich aufzieht, werden sie gleichgültig und endlich wol gar hartnäckig.

Ludwig. Und das ist der Fall immer zwischen mir und meiner Schwester. Da will sie entweder meine strenge Gouvernante, oder sie will mich durch ihre beleidigenden Anmerkungen lächerlich machen. Wir wizzeln und spötteln dann Beyde, und das Ende vom Liede ist ein förmlicher Streit.

Emilie. Und hat uns nicht Ludwig schon manche Lust gemacht? Müßt Ihr das nicht selbst sagen? Findet Ihr nicht, daß man oft über seine Einfälle lachen muß? Habt Ihr schon den guten Zug von ihm vergessen, wie er sich, als vorhin von Bonaparte die Rede war, auf eine ihm so ehrenvolle Art ereiferte?

Ludwig (gerührt) Liebe Emilie! vergieb mir, und vergiß meine vorige spöt-

telnde Anmerkung. Euch aber alle bitte ich, laßt nun den heutigen Gerichtstag endlich ein Mal zu Ende gehen. Ich will meine Kosten bezahlen, und werde mich hüten, auf eine solche Weise wieder in Eure Hände zu gerathen. Und wollet Ihr nicht, so wende ich mich an die oberste Gewalt, appellire, oder wie man das nennt, und erwarte einen Gnadenspruch.

Hannchen (mit vieler Laune) Der Beklagte ist also? wer?

Ludwig. Ich!

Hannchen. Ich muß den Vor- und Zunahmen wissen.

Ludwig. Heinrich Ludwig Steinhof. Ich muß Euch's schon zu Gefallen thun, und diese Posse mit Euch forttreiben.

Hannchen (aufgebracht, doch versteht sichs, nur im Scherz aufgebracht) Was untersteht Ihr Euch? Wie? hier an Gerichtsstelle so zu sprechen? Wißt Ihr wol, wo ihr seyd? (Gelinder) Das Mal will ich thun, als hätte ich nichts gehört, weil ich euch gewo-

gen bin, da Ihr bisweilen ein recht guter Mensch seyn sollt. Aber (mit drohendem Zeigefinger) wo ich das noch Ein Mal wieder höre, dann laß ich Euch augenblicklich — ins Loch stecken. (Wieder mit voriger Amtsmiene) Heinrich Ludwig Steinhof ist also der Beklagte? Wer sind die Kläger?

Julchen. Ich, Juliane Concordie Steinhof.

Hannchen. Anverwandte des Ludwig Heinrich Steinhofs?

Julchen. Schwester von ihm.

Hannchen. Und das ist hier auch ein Kläger (auf Sophieen zeigend)

Sophie. Und das ein sehr starker.

Hannchen. Mit Vor- und Zunahmen?

Sophie. Sophie Elisabeth Steinhof.

Hannchen. Auch eine Steinhof?

Sophie. Und Schwester.

Hannchen. Schwester des Heinrich Ludwig Steinhofs?

Sophie. Ja!

Hannchen. Ey, ey! Geschwister sollten verträglicher seyn. Ihr habt Euern Streit lange geführt, und da denn Beklagter glaubt, daß ihm Unrecht geschehen sey, und daß er gegen unsern Ausspruch nach Recht und Gesetz etwas einwenden könne, sogar sich verlauten läßt, daß er sich an die oberste Gewalt wenden, und appelliren wolle; so sey ihm sein Gesuch gestattet. Wir rathen ihm aber, daß er sich lieber mit seinen Klägern vergleiche, weil die Obergewalt den Rechten und Gesetzen nichts vergeben wird.

Ludwig. Ich will mich gern vergleichen, so bald ich sicher bin, daß aus diesem Vergleiche kein neuer Streit entstehen wird. —

Hannchen (in ihrem richterlichen Tone fortbleibend) Wenn Beyde Theile ihren eingegangenen Vergleich pünktlich erfüllen, so hat keine Parthey etwas zu fürchten. Derjenige, der etwas zur Ungebühr

verlangt, wird ab= und zur Ruhe gewiesen. Und das von Rechts wegen!

(Alle lachen über Hannchen und über ihr komischernsthaftes, gravitätisches Betragen.)

Emilie. Das muß ich gestehen, Hannchen hat ihre Sache vortrefflich gemacht.

Karl. Ja wirklich! Sie hat uns da eine sehr angenehme Scene gegeben.

Hannchen. Kläger und Beklagter können nun abtreten, und (indem sie aufstehet und sich verneigt) und ich entlasse hiermit meine sämmtlichen lieben Beysitzer, und schließe die Session.

Karl. Wo unser liebes Hannchen alle diese Ausdrücke herhaben mag?

Hannchen. Mein richterliches Ansehen erlaubt mir nun, Ihnen auch das sagen zu dürfen, denn die Session ist vorüber, wir gehen aus der Gerichtsstube hinaus, [indem sie sich niedersetzt] und sind nun wieder unter uns. [Nach einer kleinen Pause, da sich das allgemeine erste Gelächter der übrigen Gesellschaft etwas vermindert hat, nimmt sie einen spaßhaften leichten complimentirlichen Ton an, und wendet

sich an Karln] Fragten sie mich nicht so eben etwas?

Karl (nachdem er ausgelacht hat) Wissen möchte ichs gern, wo Hannchen das Alles her hat?

Hannchen (immer noch in ihrer spashaften Laune sich forterhaltend] Womit man umgehet, mein Herr, das hängt einem an. Doch nun Scherz bey Seite. Unsere Eltern geben wöchentlich ein Kränzchen, so wie wir Kinder es haben. Und wenn nun diese Versammlung in unserm Hause ist, was aller acht Wochen geschieht, so haben wir die Erlaubniß dieser beywohnen zu können. Es werden vielerley Spiele gespielt. Unter allen Spielen gefällt mir aber das Amtmannsspiel am vorzüglichsten. Da sind denn einige Advokaten dabey, die ihre Sachen allerliebst und recht natürlich spielen können. Das Spiel ist zwar sehr einfach; aber wenn es gut gespielt wird, (denn es kommt ein Amtmann, ein Kläger, ein Beklagter und ein Gerichtsdiener bey demselben vor) so ist es gewiß sehr unterhal-

tend, und man kann vor Lachen kaum zu sich selbst kommen. Wenn denn der Amtmann mit dem Kläger und dem Beklagten nicht fertig werden, und sie, wie das meistens geschieht, nicht zur Ruhe bringen kann, dann gehts zum König, den ebenfalls einer aus der Gesellschaft machen muß. Nun habe ich dieses Spiel einige Mal spielen sehen, und da habe ich mir denn Alles, was ihr hier von mir hörtet, gemerkt. Mein lieber Karl weiß nun also, wo ich das Alles herhabe, und Er wird zugeben, daß ichs auf die ehrlichste Weise besitze.

Karl. Recht gut.

Emilie. Wir sind Hannchen vielen Dank für diese muntere Unterhaltung schuldig, denn sie hat wirklich unserm Zirkel seine heitere Stimmung wieder gegeben. Und nun dächte ich, wenns allgemein beliebt würde, Wilhelm erzählte sein Geschichtchen, denn er wurde unterbrochen, als er anfangen wollte.

Julie. Ich spreche im Nahmen der Gesellschaft, daß wir dieses gern anhören, und aufmerksam seyn wollen.

Wilhelm. Was das Beste ist, meine Geschichte ist ganz kurz. Emilie hat sich nicht geirrt, wenn sie sie gleichsam mit prophetischem Geiste ein Geschichtchen nennt. In — in — in (sinnet und wird verdrießlich, daß ihm nicht einfällt, worüber er nachsinnt). es ist ärgerlich, wenn einem die Nahmen gleichsam auf der Zunge herumtanzen, und man sie nicht erfassen kann.

Sophie. Ach, was thut der Nahme zur Sache. Wilhelm, erzähle nur; die Geschichte selbst wird uns vielleicht anziehender, seyn, als der von Dir vergeßne Nahme.

Ludwig. Nun seht nur, wie Ihr seyd! wen Ihr durchlassen wollt, den laßt Ihr durch; wer bey Euch hangen bleiben soll, muß hangen bleiben. Diesen Vorwurf habe ich Euch schon sehr oft gemacht; aber nun werde ich über Eure Partheylichkeit beynahe mißvergnügt.

Sophie. Aber sage mir nur, was brauchen wir denn den Nahmen und Ort zu

wissen, wenn das Geschichtchen sonst hübsch ist?

Ludwig. Nimm mirs nicht übel, dann hören die Geschichten auf, wahre Geschichten zu seyn, und werden Mährchen. Bey Mährchen ists einerley, ob sie im Monde; oder auf Gottes freyem Erdboden; oder in einer unterirdischen Höhle vorgefallen seyn mögen: bey Geschichten aber, die glaubwürdig seyn, und uns nicht etwa nur so vorkommen sollen, muß alles bestimmt erzählt, Nahme und Ort müssen angegeben werden. Denn wenn man diese weiß, so kann man sich zu seiner Zeit erkundigen, ob das Erzählte sich wirklich so zugetragen habe oder nicht, aber wo soll man sich nach der Wahrheit Eurer Mährchen erkundigen, denen die bestimmte Angabe fehlt, in welchem wirklich vorhandenen Lande oder Reiche, Dorfe oder Stadt, ich sage, merkt's Euch wol! in welchem wirklich vorhandenem Orte, sich diese Begebenheit zugetragen haben soll? Fliegt doch hinauf in den Mond; kriecht doch in Eure Höhlen,

sucht doch Eure Feenreiche auf unsern Landkarten.

Sophie. O, ich bitte Dich, Brüderchen, Du geräthst durch Deinen großen Eifer in einen Irrgarten, woraus Dich selbst unser bester Wille nicht wird herausführen können. Oder ist Deine Predigt geendigt?

Ludwig (wieder scherzhaft) Meine Predigt ist aus. Es ist mir gleichsam ums Herz nun leichter geworden.

Wilhelm. Und Ludwig hat Recht. Da ich mich nun auf den Nahmen meines alten, blinden Organisten eben so wenig besinnen kann, als auf den Ort, wo er wohnte; so will ich doch nur das anführen, damit ich wenigstens Sophieens Neugierde befriedige: daß der blinde Organist seine Orgel als wahrer Virtuose spielte, und ein so feines Gefühl hatte, daß er in Seide, Linnen, Zeug und Tuch, die Farben angeben konnte, ob sie roth, grün, blau waren. Noch mehr! er wußte sogar die ächten und unächten Farben zu unterscheiden.

Ludwig. Aufrichtig! Ich hätte es wol gewünscht, daß Du des Mannes Nahmen und seinen Wohnort hättest angeben können. Will er Dir noch nicht einfallen?

Wilhelm. Ich will mich noch Ein Mal besinnen.

Ludwig. Wollt Ihr mirs erlauben, daß ich ein Geschichtchen erzählen, aber so anfangen darf: Es war ein Mal ein blinder Mann, ich weiß nicht, wie er hieß, weiß auch nicht, wo er lebte; aber kurz, es war ein Mal ein blinder Mann; — so sollt Ihr bald Wunderdinge von meinem blinden Manne hören.

Sophie. O, das trauen wir Dir zu. Mährchen zu ersinnen, das ist Deine Stärke.

Julchen. Aber sage mir nur, wie Du bist? Ich freuete mich so sehr, als Du kurz einige Augenblicke zuvor mit Wilhelm so artig warst; und jetzt willst Du ihn schon wieder lächerlich machen.

Sophie. Ja, der ist doch ein leibhaftes Chamäleon; alle Augenblicke verändert er seine Farbe.

Ludwig. Du bist sehr stark in der Naturgeschichte, wie ich höre. Du bringst mich in die Classe der Eidechsen; aber es ist Schade, daß ich Dich unter den Kätzchen weder für einen Luchs, noch für einen Fuchs halten kann.

Wilhelm. Beruhige Dich! Meine vorige Geschichte soll so gut, als für nicht erzählt, angesehen werden. Ich will dafür die Geschichte der blinden, trefflichen 1759 gebohrnen Maria Theresia Paradies erzählen.

Ludwig. Ah, da klingt's ganz anders, als bey dem blinden Organisten. Wenn man so bestimmt zu erzählen anfängt, da ist man augenblicklich bereitwillig, sich auf des Erzählers Seite zu lenken. Aber, meine Schwesterchen! wie wird's mit Euch? Ich sahe den Wunsch auf Euern Lippen schweben, daß auch Ihr dieselbe Geschichte erzählen wolltet, und

Euer Seelenfreund — wird nun an Euch zum Contrebandirer.

Wilhelm. Das ist mir nicht heimlich eingefallen. Auf mein Ehrenwort! es ist mir nicht eingefallen, daß eine von meinen Freundinnen diese Geschichte würde erzählen wollen. Augenblicklich bescheide ich mich, und überlasse es noch Beyden, welche von Ihnen mich ablösen will.

Julchen. O lieber Wilhelm, mache doch ja keine Umstände! Ich bin in keiner Verlegenheit. Mir fällt so eben unser lieber Pfeffel ein, der von der großen Anzahl seiner vortrefflichen Fabeln mehr als hundert derselben der Jugend gewidmet, und ihr darin die herrlichsten Lehren der Weisheit und der Klugheit gegeben hat; auch er, der doch bey seinen großen Leiden die höhere Menschenfreude liebbehalten, und mit warmer Thätigkeit für das Wohl und die Bildung seiner Mitmenschen gewirkt hat, auch er, unser anmuthiger Lehrer — ist blind.

Ludwig. Wie? Der gute Mann, der die schönen Fabeln gemacht hat, die ich so vorzüglich gern lese, wenn ich auch keine auswendig kann, wie? Herr Pfeffel ist blind? O, das ist doch sehr Schade!

Hannchen. Ach Gott! Wol ist der gute Pfeffel blind.

Ludwig (ernsthafter, als ihn noch keiner in der Gesellschaft gesehen hat, und nach und nach immer mehr und mehr gerührt, sitzt da und spricht während der Erzählung Wilhelms kein Wort weiter).

Karl. Lieber Wilhelm, (indem er nach seiner Uhr gesehen hat) wir werden uns nun kurz fassen müssen; es ist halb sieben. Um sieben Uhr wird gegessen. Ihr wißt, meine Mutter liebt das Spätessen nicht.

Wilhelm (erzählt) Maria Theresia Paradies hatte in ihrem fünften Jahre das Unglück, durch einen gichtartigen Schlagfluß ihres gänzlichen Gesichts beraubt zu werden. Auch sie dient zu einem Beweis für die Behauptung, die wir von Karls und Emiliens Vater höreten, daß nicht nur die grausamen Blattern, sondern auch noch andere Krankheiten und Zufälle den

Menschen um sein herrlichstes Kleinod, um seine Augen bringen können. Unsere Paradies hatte außerordentliche Talente zur Musik. Ihr Vater, kaiserlich-königlicher Regierungsrath wollte nicht, daß diese herrlichen Anlagen ungenutzt bleiben sollten. Das arme blinde, freudenlose Mädchen, sollte doch wenigstens eine Freude auf der Welt haben. Er ließ sie in ihrem siebenten Jahre auf dem Fortepiano und im Singen von einem sehr geschickten Musikmeister unterrichten. Die kleine Theresia war eine treffliche Schülerin, die ihrem Lehrer es gar nicht schwer, und ihm in dem kurzen Zeitraume von vier Jahren große, ausgezeichnet große Ehre machte. Schon in ihrem eilften Jahre ließ sie sich in der Augustinerkirche als erste Sängerin hören, und begleitete ihren vortrefflichen Gesang eben so meisterhaft mit der Orgel. Die verstorbene Kaiserin, Maria Theresia, war zugegen. Die erhabene Monarchin ward nicht nur durch des lieben Mädchens Spiel auf der Orgel und durch

seinen angreifenden Gesang entzückt, sondern auch so tief gerührt, daß sie ihm sogleich einen fortdauernden Jahrgehalt, von 200 Gulden bestimmte. Die Paradies konnte, als sie älter wurde, gegen 60 der schwersten Clavier-Concerte auswendig spielen, und trat eine musikalische Reise an. In London ward sie mit außerordentlichem Beyfalle und mit ganz besonderer Aufmerksamkeit aufgenommen. Wohin sie kam, schlossen sich die Herzen Aller willig an sie an. Auch bey uns hat sie sich hören lassen. Ich war, als man ihr Talent in hiesigem Concerte bewunderte, noch zu sehr ein Kind, als daß ich an diesem Vergnügen Theil hätte nehmen können. Aber mein Vater und meine Mutter erinnern sich noch oft daran.

Julchen. Und meine Mutter vergißt es nie, wie rührend besonders ein Gesang von ihr gewesen sey, wozu ihr der liebenswürdige, und wie Ihr schon gehört habt, der blinde Herr Pfeffel die Worte gedichtet, und die sie componirt hatte. Ich

selbst kann eins ihrer angenehmen Lieder auf dem Claviere spielen.

Wilhelm. Karl hat Recht, wir haben nur noch ein halbes Stündchen übrig, und wir haben doch noch manches mit einander zu sprechen. Ich breche also ab.

Karl. Und nun dächte ich, hätten wir wenigstens für heute Beyspiele genug, die alle unsere Aufmerksamkeit zur thätigen Nachahmung anfeuern könnten.

Hannchen. Das ist der rechte, der beste Vorsatz Wer zu sicher ist, strauchelt oft; wer aber sich zuvor zu verwahren sucht, den trift jedes Unglück nur halb.

Wilhelm. Unser Hannchen spricht wie ein Orakel.

Hannchen. O dergleichen weise Sprüchelchen sind gar nicht übel, wenn man sie nicht nur weiß, sondern auch anwendet. Bey mir ist wenigstens der Entschluß gefaßt, daß ich mein Gefühlsvermögen aufs höchste schärfen will.

Emilie. Auch das ist mein Entschluß.

Ludwig. Verlaßt Euch darauf, ich werde nicht zurück bleiben. Fürchtet nicht etwa, daß ich Euer Vergnügen stören werde; wenigstens sollet ihr mirs zugestehen müssen, daß mir es nicht an dem besten Willen gefehlt habe.

Sophie. Nein, sagt mir nur, wer hat unsern Ludwig ausgetauscht?

Ludwig. Deine Anmerkungen machen mich meistentheils anders, als ich bin und seyn will. Die Art, wie Du mich behandelst, bessert mich wenigstens nicht. Offenherzig muß ich dagegen gestehen, daß sie mich erbittert.

Sophie. Der Herr Bruder nimmt's wol übel? Ists nicht wahr, daß Du uns Allen als ausgetauscht vorkommen mußt?

Ludwig. Ihr irret Euch, wenn Ihr mir nicht ein Herz zutraut, das das Gute fühlt, und durchdrungen von diesem Gefühle auch gern recht gut werden möchte. Aber da neckt mich das eine hier, das andere dort; das eine will, daß ich ein

Spaßmacher seyn soll, das andere möchte mich, der Himmel weiß! wozu noch machen. Das reitzt mich bisweilen, über meine Grenzen hinauszuschreiten; und je toller Ihr es macht, desto toller mach ichs. Schwester! dies auf Deine verwundernde Frage.

Emilie. Brav! brav! Ludwig. Nun wißt Ihr, wie Ihr zusammen steht; aber nicht wahr, nun nimmt Jedes von Euch sich's Beste heraus? Ihr verzeiht Euch, vertragt Euch, und findet alsdann mit Vergnügen, daß Ihr im Grunde alle besser seyd, als Ihr glaubt.

Ludwig. An mir solls nicht fehlen. Aber liebe Emilie, hier ist mein Wort! Mags Sophie noch schlimmer mit mir treiben, ich will den Stummen machen. Wäre Schwester Julchen nicht oft mein Friedeschild gewesen, Sophie würde es noch ärger gemacht haben. Der guten Emilie danke ich hier vor Euch allen.

Sophie (erröthet und schweigt).

Hannchen. Ich habe es heute auch etwas arg mit Dir gemacht; zürnst Du auch mit mir, Ludwig?

Ludwig. Hannchen hats gnädig gemacht. Und wenn ich auch wollte, so könnte ich doch nicht auf sie böse seyn.

Hannchen. Her die Hand! Cartell!

Ludwig. Cartell! Aber schon ist wieder ein Viertelstündchen vorüber, und wir sind noch nicht zum Zwecke; nun dächt' ich, würd's die höchste Zeit. Wenn wir gegessen haben, unterhält sich Karls und Emiliens Mutter mit uns, und dieses Conversationsstündchen *) macht uns

*) Ich würde gern für Conversation ein deutsches Wort gewählt haben; aber alle die Versuche, es ins Deutsche zu übersetzen, scheinen mir nicht die glücklichsten zu seyn, weil sie nicht vollständig ausdrücken, was Alles in dem einzigen Worte mit einbegriffen ist. Und dann klangen viele dergleichen Uebersetzungen doch ein wenig zu sonderbar, als daß man ihnen eine allgemeine Aufnahme verstatten konnte. Beyspiele davon werden Jedem leicht

Vergnügen und ist lehrreich. Lebensart und Anstand, das kann uns niemand besser lehren, als Karls und Emiliens Mutter.

Wilhelm. Hiermit geht nun eine Hand zur andern. Wer einschlägt, sagt sich von dem Vergnügen nicht los, Karls und Emiliens Vater längstens in acht Tagen zu überzeugen, daß uns sein Vorschlag Freude gemacht, jedes unter uns befeuert hat, mit dem andern zu wetteifern.

Adolph. Ihm Freude zu machen, und uns doch selbst dabey zu nützen? O, wer kann widerstehen?

Ludwig. Aber, wir haben so viel dazwischen geplaudert, daß wol so manches schon jetzt vergessen seyn könnte.

Sophie (etwas bitter) Nur stell uns nicht Alle in die Reihe von Dir. Wer sonst aufmerksam gewesen wäre, würde....

---

einfallen können. Sollte indeß ein glücklicherer Versuch, das Wort Conversation zu übersetzen, vorhanden seyn, so bitte ich, mir ihn bekannt zu machen.

Emilie, Hannchen und Julchen (alle zugleich) Bst! bst! bst! Sophiechen!

Ludwig. Kinderchen besorgt nichts. Ich schweige. Stumm will ich seyn, stumm gegen Sophieen, ja wie lange nun? o gewiß — gewiß eine ganze halbe Viertelstunde will ich gegen sie stumm seyn.

Sophie (muß lachen) Das ist und bleibt doch ein Faxenmacher!

Ludwig. Und mein liebes Schwesterchen — lacht denn doch. Je Du kleine Hexe Du! Gieb mir Dein Patschchen; ich kann Dir doch nicht böse seyn.

Adolph. Auch ich bin Ludwigs Meynung, und bitte die Stelle aus Herrn Möhlmanns *) Briefe, worin er uns unterrichtet, wie wir uns mit Vortheil üben sollen, vorzulesen.

Sophie. Wie? auch Adolph?

Ludwig (Adolphen ins Ohr, indem er ihm zugleich die Hand drückt). Freund! Ich danke

---

*) Der Nahme von Karls und Emiliens Vater.

Dir; denn ich verstehe diese Deine Scho-nung ganz, und weiß sie zu schätzen.

(Karl liest diese Stelle noch ein Mal vor).

Ludwig [vor sich überlegend; ganz in der Stille] Die ersten Versuche scheinen mir leicht zu seyn. Das Kupfergeld mit seiner Schrift sowol, als mit seinem Wappen ist ziemlich grob, und läßt sich leicht ausfühlen; auch kann man sich, was man mehr als Ein Mal gesehen hat, wieder lebhaft vorstellen; das ist alles gut und wahr: auch möchte sich ein halbes Guldenstück, ein Guldenstück, ein Speciesthalerstück noch gut genug ausfühlen lassen; aber die verwünschten Zweygroschenstückchen, die Groschenstückchen, und vollends die großen Sechser, die man mit sehenden Augen für Groschen halten möchte! Da wirds denn noch mit unter manchen Irrthum geben, und vollends wenn man blind seyn soll!

[Während Ludwig allein in einem Winkel unbemerkt stehend mit sich zu Rathe gehet, unterhalten sich die Uebrigen unter einander und gehen im Zimmer auf und nieder. Es schlägt sieben].

Ludwig. Nun da haben wirs doch! Schlägt's gerade sieben, da ich noch so manches Bedenken habe, und um guten Rath fragen will. Vielleicht giebt Madame Möhlmann heute noch ein Viertelstündchen zu, so pünktlich sie auch sonst ist. Emilie ist gut; an diese will ich mich wenden. [indem er zu ihr gehen will, eilt sie, ohne bemerkt zu haben, daß er mit ihr zu sprechen wünscht, zur Thüre hinaus] Ha! sonderbar! sehr sonderbar! Adolph giebt mir auch Auskunft. [Er wendet sich an ihn; Adolph willfahrt ihm, und zeigt es ihm, daß er es nur so machen solle, wie er es machen werde.]

Emilie [kommt zurück] Ists nun gefällig, mir ins Speisezimmer zu folgen? Doch zuvor noch eine Bitte an die ganze Gesellschaft.

Ludwig [wieder ganz vergnügt] Ludwig wenigstens ist ganz Ohr.

Emilie. Daß wir morgen noch einen Feyertag haben, das werden Sie wissen; wenn ich Sie aber bitte, daß Sie morgen wieder unsere Gäste seyn sollen, darf ich wol auf Ihre Zusage rechnen? Ein

Körbchen sollte mich recht sehr kränken.

[Julchen, Sophie, Ludwig, Hannchen und Wilhelm nehmen die Einladung mit Hüpfen und Springen an].

Adolph. Ob ich es wagen darf, Ihnen morgen schon wieder lästig zu werden, will ich wenigstens nicht entscheiden.

Ludwig. Machst Du schon wieder den Complimentenmeister? Zu solchen vergnügten Stunden muß man sich nicht zwey Mal bitten lassen, [indem er heimlich zu Adolphen spricht] denn unter allen unsern Kränzchens gefällt mirs hier am besten; [laut] säh's Emilie nicht gern — so —

Adolph. Es ist mir angenehm, sehr angenehm, das läugne ich gar nicht; aber —

Emilie. Aber — wir haben Dich nun alle gern unter uns; Du bist seit vier Wochen in unserm Kränzchen aufgenommen, und weiter brauchts nichts. Oder sollte Adolph gar glauben, Emilie bäte sich ohne Erlaubniß ihrer Mutter Gäste, so wird er bald erfahren, daß er mir Unrecht

gethan hat; meine Mutter selbst wird die ganze Gesellschaft noch Ein Mal einladen. Aber hört! damit ichs nur ganz kurz mache: so wohlfeil kommt Ihr nicht dabey weg, als Ihr denkt. Mein Vater kommt morgen Abend ganz, ganz gewiß. Um sechs Uhr will er wieder bey uns seyn. Er erwartet von uns, daß wir ihn über 8 Tage einige Früchte von unsern Bemühungen geben sollen. Wir wollen ihn überraschen; morgen schon soll er wenigstens Blüthen, wenn auch noch nicht schöne, reife Früchte sehen.

Ludwig. Aber die schnellgetriebenen Blüthen sollen sehr leicht abfallen, und wo bleiben dann die Früchte?

Emilie. Es wird weiter nichts weiter gesprochen, und damit gut! Morgen legen wir vor unserm Vater den ersten Versuch ab.

Ludwig (drollig) Armer Ludwig, was wirst du von heute Abend an bis morgen fingern müssen.

Emilie. Und dann zweytens: die Knaben bringen jeder einige Zweige Immergrün mit, und knüpfen solche fein geschickt unter Ihre Röcke, damit niemand etwas davon zu sehen bekommt. Die Mädchen bringen von Band und Florblumen so viel Rosen, Nelken, Lack, Levkoy, Lilien u. s. w. mit, als sie nur auftreiben können. Aber wohl gemerkt! Niemand in unserm Hause darf etwas davon merken, unsere Mutter sogar darf nichts davon ahnen.

Ludwig. Was das für ein Plänchen seyn mag! Neugierig bin ich nicht; aber wissen möchte ichs doch.

Emilie (vertraut) Ich bin Dir zu gut, Dir muß ichs sagen —

Ludwig (ihr sein Ohr hinreichend). Nun?

Emilie (ihm ins Ohr). Morgen kommt Zeit, morgen kommt Rath.

Ludwig (läßt sich nichts merken, daß er geäfft worden ist und klatscht in beyde Hände). O das ist scharmant! das ist ganz scharmant! Nun

ein solches erfinderisches Köpfchen giebts gar in dieser Welt nicht mehr.

(Es wird das Zeichen mit der Klingel gegeben, daß die Gesellschaft im Speisezimmer erscheinen soll).

Emilie. Die Mutter scheint unwillig zu seyn, ich hörs am Tone der Klingel. Keins von uns läßt sich ein Wort merken?

Alle. Keins.

Emilie. Und wegen des Immergrüns und der Blumen, nicht wahr! Wort ist Wort?

Alle. Wort ist Wort!

Und nun giengen Alle in das Speisezimmer. Madame Möhlmann war sehr heiter. Es schmeckte der Gesellschaft vortrefflich. Einige Mal wollte Ludwig Emilien die neben ihm saß, etwas ins Ohr sagen. Madame Möhlmann machte aber eine feine Anmerkung über das Unschickliche des Heimlichsprechens und Ohrenflisterns in öffentlichen Gesellschaften. Da zog Ludwig seinen Kopf schnell zurück, und es war sehr gut, daß das so kam; denn Ludwigs

Freude war ihm aus dem Herzen auf die Lippen gerathen, und Madame Möhlmann würde Alles entdeckt haben, wenn er auch noch so heimlich gesprochen hätte.

Nach dem gewöhnlichen Conversations-stündchen empfahl sich die Gesellschaft, und Emilie war herzensfroh, daß sich keins derselben auch nur eine Sylbe von seinem Geheimnisse hatte abmerken lassen.

Am folgenden Tage erschienen sie alle wieder um die vorgeschriebene Stunde. Die Knaben brachten das schönste Immer-grün, das sie nur hatten auftreiben kön-nen, unter ihren Ueberröcken, und hatten diese sehr gut zugeknöpft. Selbst Mada-me Möhlmann, die sie doch empfangen hatte, hatte nichts gemerkt. Die Mädchen hatten ihre Flor- und Bandblumen, und so gar einige lebendige Blumen, in ihren Strickkörbchen.

„Jetzt laßt uns Guirlanden von dem Immergrün binden, und zwischen hinein windet Blumen,“ sagte Emilie. „Vor un-

serer Mutter sind wir sicher. Diese besucht so eben eine ihrer Freundinnen, die krank ist, und die sie zu sich hat bitten lassen. Um 5 Uhr kommt sie nach Hause; um 6 kommt der Vater bestimmt, vielleicht gar noch eher."

Und in einer Stunde hatte die kleine Gesellschaft mehr als 20 Ellen mit Blumen durchflochtene Guirlanden gewunden. Wer helfen konnte, mußte arbeiten. Knaben und Mädchen saßen bunt durcheinander.

Wie sie fertig waren, that Emilie den Vorschlag, daß sie, sammt und sonders, zuvor ehe der Vater käme, einen Versuch ablegen wollten, wie weit sie es durch diese eintägige Uebung gebracht hätten.

Emilie war die erste, die sich dazu aufwarf. — Ihre Augen wurden dicht, sehr dicht verbunden. Es gelang ihr, Kupferpfennige von Kupferdreyern zu unterscheiden. Ludwig gab ihr einen sächsischen und einen preußischen Sechser zwischen die Finger. Sie fühlte, und unterschied glücklich den sächsischen von dem preußischen Sech-

ser. Allgemeiner Beyfall wurde ihr zu Theil.

„Bey mir wirds gewiß nicht so gehen,“ sagte Ludwig; aber er tröstete sich und meynte, es sey kein Meister vom Himmel gefallen.“ Jedes kam nun an die Reihe; jedes hatte etwas errathen, was man ihm zwischen die Finger gegeben hatte. Man merkte es Allen an, daß sie nicht nur riethen, sondern schon ihrer Sache beynahe ganz gewiß waren. Nebst Emilien hatte Adolph, Julchen und Wilhelm ihre Sache am besten gemacht. Emilie nahm ein Kartenblatt; gab es Adolphen, bat diesen, einen, zwey, drey große lateinische Buchstaben darauf zu schreiben, und solche dann mit einer spitzigen Stecknadel zu durchstechen. Während Adolph auf das Kartenblatt mit Tusche drey große lateinische Buchstaben schrieb, und sie sauber und fein, fast künstlich mit einer Stecknadel durchstach, gieng Emilie aus dem Zimmer in den Vorsaal, wo sie nichts sehen, und nichts hören konnte. Hannchen war so boshaft,

sie zu begleiten, damit sie nicht an der Thüre horchen möchte. Als Adolph fertig war, wurde Emilie gerufen, und von Hannchen mit dichtverbundenen Augen ins Zimmer geführt. Adolph gab ihr die Karte in die Hand. Sie fühlte zwar langsam, aber es dauerte kaum fünf Minuten, so hatte sie durchs Gefühl die Buchstaben *E C M*, die Anfangsbuchstaben ihres Vor- und Zunahmens herausgebracht.

„Das hat sie der Salignak nachgeahmt!“ rief Ludwig aus.

„Glücklich, sehr glücklich nachgeahmt!“ rief wieder ein Theil der Gesellschaft: „Auch wir müssen das versuchen!“ riefen die Uebrigen. — Und eine lebhaftere Freude hat wol noch kein Zirkel junger Leute empfunden, als die, die allgemein in dieser Stunde unter allen Theilnehmern dieses Kränzchens herrschte. Sie sammelten sich um Emilien, wie die Bienen um ihren Weiser her. Allen, allen sollte sie sagen, wie sie das so schnell gelernt

habe; alle, alle wollten ebenfalls einen Versuch machen.

„Jetzt nicht; jetzt nicht;“ erwiederte Emilie. „Wir haben heut noch manches Stündchen, das wir dazu anwenden wollen, das verspreche ich Euch. Trieb uns nicht ein nothwendigeres Geschäft, ich würde Euch auf der Stelle dienen. Nun zu meinem Plane! Ihr habt doch die Guirlanden gewunden.“

Alle. Ja.

Ludwig. Und was das drolligste ist, wir wissen nicht wozu? und wissen auch nicht warum?

Emilie. Das sollet Ihr gleich erfahren. Mein Vater schätzt fast keine Tugend am Menschen höher, als die Dankbarkeit. „In ihr vereinigen sich die Tugenden alle,“ setzt er so oft hinzu, als er von der Dankbarkeit spricht. Er wird es gern sehen, wenn wir, indem wir unser Gefühlsvermögen üben, auch an den Mann denken, und ihn ehren, der unsern guten Vater zu unserm Besten durch seine vortreffli-

che Anstalt aufmerksam gemacht hat; kurz er wird es gern sehr gern sehen, wenn wir Herrn Haüy unter den Männern, die wir ehren, auszeichnen. Da habe ich denn mit meinem Bruder den Einfall gehabt, wir wollten ihm ein Denkmal in diesem Zimmer setzen. Es wird freilich kein herrliches Denkmal seyn; denn wir sind keine Künstler und haben kein Vermögen; wir sind ja fast nur Kinder noch. Aber, was mit Liebe und Dank geschieht, sey es auch noch so klein, ist gewiß nicht ganz ohne Werth. In unserm grünen Zimmer stehet eine freundliche Büste, die die Mutter gestern für den Vater gekauft hat, um ihn, der ein großer Liebhaber von hübschen Büsten ist, heute damit zu überraschen. Ich bat die Mutter unter einem ihr annehmlichen Vorwande, uns diese Büste für heute, bis der Vater wieder zurückkomme, zu überlassen. Die Mutter ist überzeugt, daß sie in diesem unsern Zirkel nicht leicht beschädigt werden kann; sie erlaubte mir die Büste. Diese Büste hol ich nun, und sie muß sichs gefallen las-

sen, heute einmal Herrn Hahn vorzustellen. Aber nun fehlt mir ein Postement, worauf ich die Büste setzen kann. Auch dafür habe ich gesorgt, und ich habe meines Vaters Schreibetisch dazu ausersehen. Seht, hier steht er. Auf diesen wird die Büste gesetzt; die Büste wird mit Guirlanden umwunden; der Schreibtisch dazu, und dieser zwar sehr dicht, daß man das Holz und die Schlösser nicht sieht. Mein Bruder hat eine Inschrift entworfen, und diese mit schönen großen Buchstaben auf einen großen holländischen Royal Bogen recht herrlich geschrieben. Diese wird an die Büste angelegt. Einige Guirlanden befestigen die Inschrift. — Seht das ist mein Plan!"

Und Alle wunderten sich über Emiliens Einfall, und lobten ihn.

„Aber, wenn ihr mir nicht beystehen würdet, so müßte mein Plan scheitern; wir haben noch viel zu thun," sprach Emilie.

„Wir helfen, helfen alle; helfen alle gern. Stell uns nur an!" rief ihr die ganze Gesellschaft zu. Und nun waren alle Hän-

de geschäftig. Ehe ein halbes Stündchen verging war der Schreibetisch recht artig mit den Guirlanden umwunden. Was hätte nicht Jedes gethan, Emilie hätte noch mehr von ihnen fordern können, um sich ein Lob von ihr zu verdienen. Emilie brachte die Büste aus dem grünen Zimmer. Es lagen herrliche Züge in dem Gesicht, ob es gleich nur weiß, und nur von Gips war. Die Büste wurde auf den Schreibetisch gesetzt. Adolph las Karls Inschrift.

Herrn

Haüy

Einem der vorzüglichsten Wohlthäter

Seiner Zeitgenossen

widmen

dieses Denkmal

Seine

entfernten jungen

lehrbegierigen Freunde

das

Sonntagskränzchen in L.

Die ganze Gesellschaft war vor Freuden außer sich, ihre Nahmen hier zu finden. Alle dankten Karln und Emilien mit feurigen Küssen. Sie konnten sich an dem Gesicht nicht satt sehen, das den Herrn Haüy vorstellen mußte. Einstimmig riefen sie, als sie sich immer noch nicht von diesem einfachen Monumente trennen konnten: „daß Haüy ganz so leutseelig, wenigstens nicht viel anders, aussehen könne;" als sie der Schall eines schmetternden Posthorns auf Ein Mal von diesen Gefühlen losriß. „Mein Vater!" rief Emilie: „mein Vater!" rief Karl mit ihr zugleich. „Herr Möhlmann!" rief nun Alles, jubelte, stürmte zur Thüre hinaus, die Treppe hinunter und dem sehnlichst Erwünschten entgegen.

III.

Bunt durch einander.

Oder:

Lasse dich nur nicht stören!

Spielende Personen:

Karl.

Emilie, seine Schwester.

Heinrich, ihr jüngerer Bruder von 6 Jahren.

Therese, ihre jüngere Schwester von 5 Jahren.

Ludwig
Wilhelm
Adolph
Franz
Leopold.

Dieses Spiel wird in einem Zimmer gespielt.

In dem Zimmer stehet ein Clavier.

Emilie. Das ist heute doch sonderbar! So lange wir unser Kränzchen gehalten haben, waren wir immer wenigstens zwey, drey Mädchen beysammen; heute bin ich das einzige unter Euch.

Wilhelm. Meine Schwester, das weißt Du, ist mit meinem Vater verreißt.

Ludwig. Und meine jüngere Schwester ist krank, und Julchen geht nicht von Sophieen; das weißt Du auch. Es thut mir zwar sehr leid, daß sie das Bette hüten muß; aber eine kleine Züchtigung kann nichts schaden.

Emilie. Du bist doch ein garstiger, häßlicher Schadenfroh.

Ludwig. Wär ich das? Noch glaube ichs nicht. Wenn ich Sophieen so mitspielte, wie sie mir mitspielt, ich wüßte nicht, wie mir's gehen würde. Hast Du's

vergessen, wie sie mich beym letzten Kränzchen behandelte, das wir bey Euch hielten?

Emilie. Das ist schon wahr; aber ..

Ludwig. Aber Ludwig soll von Holz oder von Stein seyn? Das meynst Du doch?

Emilie. Nicht ganz so; aber ..

Ludwig. Aber doch auch nicht viel besser? Beruhige Dich nur! Deine Busenfreundin wird mich am Ende wol gar noch loben, wenn Du mit ihr sprechen wirst. Ich rühre ihr die Pülverchen so hübsch unter einander, wenn sie einnehmen soll, daß es nur eines Schlückchens bedarf, und husch! ist eins hinunter. Und damit sie nicht sprudeln, und das Mäulchen nicht verziehen soll, stehe ich schon wieder da, und reiche ihr, ehe sie sichs versieht, ein Stückchen Zucker, oder eine getrocknete Pflaume, ein Borstorferäpfelchen, ein Bißchen Zitrone, worauf ich nicht wenig Zucker gestreut habe. Kann ich mehr thun? Ich schüttele ihr das Bett auf; lege ihr die Kopfküssen, so oft sie will, zurecht.

Emilie. Nun wenn Du so viel gethan hast, und noch thust, so wird sies doch endlich erkennen, was sie für einen guten Bruder an Dir hat?

Ludwig. Spaß oder Ernst? Euch Mädchen ist insgesammt nicht viel zu trauen. Sey ihm, wie ihm sey; heute will ich mir ein Gütchen thun. Es ist mir lange genug nicht so wol geworden, daß ich in unserm Kränzchen nur ein einziges Mädchen um mich gehabt hatte.

Die kleine Therese (sieht Ludwigen mit bedeutenden Augen an, und steht vor ihm mit untergestemmten Händen) Um Vergebung, was bin denn ich? Ich bin wol kein Mädchen?

Ludwig. Ey freilich, bist Du ein Mädchen, und noch obendrein ein recht kleines, niedliches, allerliebstes Mädchen.

Therese. Das will ich mir auch ausbitten. Aber wirst Du auch mit mir spielen wollen?

Ludwig. Und das gar stark! Viel, recht viel sollt Ihr spielen.

Therese. Ist das auch wahr? Wenn ihr Großen spielt, müssen wir Kleinen immer zusehen, und dürfen nicht mit.

Ludwig. Das Mal sollt Ihr unter uns mitspielen, und wer Euch fortjagt, solls mit mir zu thun haben; darauf verlaßt Euch!

Heinrich. Ich auch mit?

Ludwig. Ey ja wol. Ich kann Euch Beyde recht gut brauchen.

Therese. Ich will meine Sächelchen gewiß hübsch machen.

Heinrich. Und ich — ich auch. Nicht wahr, Schwester Emilie, Du lobtest mich und Theresen, als wir — ja, wenn wars nun gleich? — Bruder Heinrich weißt Dus nicht, wenn es war, als wir mit Emilien, Karln, unsern Eltern und des Herrn Vetters Kindern spielten?

Heinrich. Weiß Dirs doch nicht mehr, wenn's war.

Ludwig. Ziemlich lange muß es wol seyn, weil Ihr Euch nicht besinnen könnet. Geduldet Euch jetzt ein wenig noch. Aber

wenn Ihr dann Eure Sachen nicht recht hübsch macht, so dürft Ihr in Euerm Leben nicht wieder mit uns spielen.

Therese. Sorge nicht, wir wollens schon machen.

Ludwig (zur ganzen Gesellschaft) Darf ich bitten, sich sammt und sonders um mich herzustellen, und einen Kreiß zu machen?

Emilie. Was hat der wieder im Köpfchen?

Wilhelm. Höre! wir wollens thun; aber wenn Du uns wieder ein Mal nach Deiner bekannten Weise zum Besten haben willst, dann sich Dich vor.

Ludwig. Nun Ihr wißt doch Alle, daß heute an mir die Reihe ist, ein Spielchen vorzuschlagen?

Karl. Das wissen wir wol.

Ludwig. Heute will ich Euch nichts schuldig bleiben. Ich will euch nicht nur ein Spielchen, ich will Euch sogar ein nagelneues Spielchen vorschlagen.

Leopold. Ey, das wäre!

Wilhelm. Wenn Dein vielversprechendes Plänchen wieder jener Berg ist, der den gewaltigen Lärm machte, Du weißt's doch noch?

Emilie. Nun dann könnte ich mir nicht helfen, ich rufte Dich, wo ich Dich sähe: Mäuschen! Mäuschen!

Wilhelm. Und diesen Nahmen sollte er behalten müssen.

Ludwig. O pfuy, so arg würdet Ihrs doch nicht mit mir machen? Wißt Ihr nicht, daß es strafbar ist, Jemandem einen Zwicknahmen zu geben?

Emilie. Und wenn ich fragen darf, wie heißt denn das spannagelneue Spielchen?

Ludwig. Mein neues Spielchen heißt: Bunt durch einander! Oder: Lasse Dich nicht stören.

Karl. Einen sehr sonderbaren Nahmen führt dieses Spiel, das ist gar nicht zu läugnen.

Wilhelm. Wenn's uns nur nicht mit diesem Spiele geht, wie mirs jüngst mit einem alten Buche ging, das nichts, als

einen neuen Titel hatte. Man soll jetzt oft so angeführt und getäuscht werden. —

Ludwig. Verderbt mir nur den Kram nicht eher, als ich ausgelegt habe.

Emilie. Das ist aber auch wahr! — Und um Vergebung, mein lieber Ludwig, wo haben wir denn dieses Spiel hergenommen?

Ludwig. Eine sonderbare Frage! Ach, a propos, liebe Dame! wo haben Sie denn da — ihr Näschen hergenommen? es scheint mir ganz und gar nicht das Ihrige zu seyn.

Emilie. Höre Ludwig, das war ein wenig boshaft.

Ludwig. Wie? Du verwirfst meine Münze? Zahle ich Dich nicht mit derselben wieder, die Du mir so eben gegeben hast? Ob mir die Deinige zuvor gefallen hat? da fragt kein Mensch darnach. Ihr Mädchen werdet mich noch allesammt dahin bringen, daß ich keins — keins mehr leiden, keinem von Euch, keinem mehr gut

seyn kann, ausgenommen ihr wärt alle, alle so — (nimmt Emiliens Hand und küßt sie) wie hier, meine gute Emilie.

Emilie. Dachte ich doch du wärst in allem Ernste böse geworden. Das sollte mir herzlich leid gethan haben.

Ludwig. Halb und halb wars auch so; aber ich besann mich schnell wieder. Es fiel mir auf, daß wenn sich auch nur ein einziges Frauenzimmer unter einer männlichen Gesellschaft befinde, daß auch dieses sich, so wenig es sonst neugierig seyn mag, so schnell verändern, und in den Charakter ihres ganzen Geschlechts fallen müsse, um uns Männern die gute Hoffnung zu benehmen, daß Ausnahmen Statt finden könnten.

Emilie. O Du abscheulicher Mädchenfeind! Du Lästermaul!

Ludwig. Nun, ich frage Euch alle, alle die Ihr hier seyd: ich frage die ganze Welt: ob ich Unrecht habe? Ich war so herzlich froh, daß wir heute nur eine Dame in unserm Zirkel hatten, daß wir, ge-

rädezu herausgesagt, die Beste von allen, unter uns hatten; und auch diese muß umschlagen! Ich war so herzlich froh, daß mich heute ein Mal der Geist einer Sophie und eines Hannchens nicht verfolgen sollte; und ehe ich mirs versehe, fährt der Geist jener Beyden in eine Einzige, und ich bin schlimmer daran, als vorher.

Emilie. Ey höre, Du machst es beynahe zu arg! Behalte Dein Streicheln für Dich, wenn Du hinterher wieder kneipen willst.

Therese. Ludwig, zanke nicht, spiele lieber.

Ludwig. Auch das kleine Ding will schon naiv seyn?

Wilhelm. Und die kleine drollige naive Therese hat nicht Unrecht. Es wird zu Deinem eignen Vortheil gereichen, wenn Du nun abbrichst. Wir haben über Dich und Emilien lachen müssen, das ist wahr; aber wenn ein Spaß zu sehr ins Weite getrieben wird, hört er auf angenehm zu seyn. —

Ludwig. Da hat mans doch! Sehnt man sich auch nach Ruhe, laßt Ihr denn einen dazu kommen? Mischt sich da nun Wilhelm wieder in die Karte, und kommt mit seiner weisen Bemerkung hergehinkt!

Adolph. Aber Emiliens Frage war doch keines Wegs so böse gemeint?

Ludwig. Das habe ich mir so eben überlegt, und drum will ich ihr auch antworten. (Nimmt Emilien recht freundschaftlich bey der Hand) Weißt Du wol noch, bey welcher Gelegenheit *) Ihr mir nicht Ein Mal ein Herz zutrautet? Ich überführte Euch eines Andren. Und heute will ich Euch wieder überführen, daß auch Ludwig so gut, als andre Leute einen Kopf haben kann. Sage das Deinen lieben Mitschwestern.

Emilie. Was soll ich ihnen denn sagen? Du folterst einen aber auch aufs Höchste.

Ludwig. Nun so gedulde Dich doch nur! Sage Deinen Mitschwestern, daß ich der Erfinder des neuen Spiels sey.

---

*) S. 149 dieser Spiele.

Emilie. Aber du lieber Himmel! wir wollen nur erst das Spiel kennen lernen.

Ludwig [mit schäckernder Laune, um Emiliens Geduld aufs Höchste zu treiben] Sage ihnen, daß das Spiel in diesem heutigen Sonntags-kränzchen zum ersten Male gespielt wor-den sey —

Emilie. Ludwig! wenn Du nicht bald machst, so ruf ich: Mäuschen! Mäuschen!

Ludwig [in seinem vorigen Tone fortfahrend] Sage ihnen, daß es sie gereuen wird, heute nicht bey uns gewesen zu seyn.

Emilie. Nun wird mirs doch gar zu arg. Auf Ehre! ich laufe davon; denn was soll ich mich denn von Dir zum Be-sten haben lassen?

Ludwig. Du hastiges Mädchen, das wirst Du doch nicht thun wollen? Ehe ich Dich laufen lasse, will ich lieber — ernst-haft, ganz ernsthaft seyn. Also höre, und wer das Spiel mitspielen will, der höre ebenfalls zu! Von der Benennung meines

Spiels will ich noch gar nichts sagen, sie mag sich von selbst rechtfertigen. Sie mag zwar sonderbar klingen; aber mein Spiel, das behaupte ich, hätte ich nach den Modetiteln, die seit einigen Jahren so allgemein beliebt worden sind, recht sehr gut ein Spiel, wie es ist, wie es seyn kann, sogar ein Spiel, wie es seyn muß, nennen können.

Emilie. Da ist er nun schon wieder auf einen Abweg gerathen.

Ludwig. Um Verzeihung, meine Schöne! Ich befinde mich so eben noch auf der allgemeinen, großen Poststraße. Wenn man mich aber muthwillig stören wird, dann weich ich den Augenblick aus. Das will ich jedoch vor der Hand noch nicht thun, und Euch denn ganz ruhig sagen, was mich auf die erste Idee meiner neuen Erfindung gebracht hat. Viele Menschen haben die üble Gewohnheit an sich, daß sie kaum ihren Nahmen schreiben können, wenn ihnen Jemand zusieht; daß sie bey dem kleinsten Geräusche, bey der geringsten

Frage, bey dem leisesten Gespräche auch nicht das Unbedeutendste zu Papiere bringen können. Und wer kann es alle Mal haben, daß eine Todtenstille um ihn her sey, wenn er etwas schreiben oder etwas denken will? Das ganze Uebel kommt ganz gewiß von einer Verwöhnung in der Jugend her, dachte ich: und da es nun vielleicht den Meisten unter uns eben so gehen könnte; so fiel ich auf den Gedanken, ob es nicht besser sey, sich so früh, als möglich, diese Unart wieder abzugewöhnen. Und da eine ununterbrochene Uebung alles vermag, so wollte ich Euch nicht nur überhaupt auf diese Unart aufmerksam machen, sondern sie sollte sogar der Gegenstand eines neuen Spiels werden, das ich mir folgender maßen ausgedacht habe: Einer aus der Gesellschaft sitzt an einem Tische und muß einen Brief schreiben. Bunt durch einander und je toller desto besser, geht alles um ihn her. Aber dabey heißt's immer: lasse dich nicht stören! Da kommt einer und fragt den, der schreibt,

und dieser muß antworten; dort stehen wieder einige, und erzählen sich etwas; auf dem einen Fleckchen wird am Claviere gespielt; auf einem andern gegeigt, gesungen; dort exerziren einige Soldaten, und hier wird wieder getanzt.

Wilhelm. Das muß eine tolle Wirthschaft geben.

Ludwig. Kein Wort darf nicht ausgestrichen werden; was er geschrieben hat muß stehen bleiben. Und ist der Schreiber mit seinem Briefe fertig, so steher er auf, und ein anderer liest seinen Brief laut und öffentlich vor.

Adolph. Das kann ein eben so lustiges, als nützliches Spielchen werden.

Ludwig. Wer nun etwa das Hundertste ins Tausendste heineinschreibt, nun der wird ausgelacht.

Emilie. Und das Spiel hätte Ludwig selbst erfunden?

Ludwig. Hat er selbst erfunden.

Karl. Es wird mit Vergnügen auf und angenommen.

Ludwig. Ich will sogar der Erste seyn, der den Brief schreibt, ob ich gleich gestehen muß, daß ich vielleicht nicht der Taktfesteste unter Euch bin, und mich vielleicht mehr und öfter verschreiben werde, als Ihr. Aber, wer etwas lernen, und wer das, was er kann, noch besser lernen will, der muß sich immer daran erinnern, daß noch nie — ein Hexenmeister vom Himmel gefallen ist.

Therese. Und das Spiel sollen auch wir mitspielen? Siehst du, Ludwig, daß du uns belogen hast?

Ludwig. Wie so?

Therese. I, können wir denn schreiben?

Ludwig. Wer verlangt denn das von euch? Ihr sollt bey der ganzen Sache nichts thun, als nur den Spektakel um den Briefschreiber herum vermehren helfen. Ihr könnt tanzen, trällern, singen.

Heinrich. Therese, das ist prächtig! Wir tanzen, wir trällern; und das können wir recht gut.

Therese. Aber dann, wenns am besten gehen wird, ruft Milchen und nennt uns unartig.

Ludwig. Das wird sie nicht.

Emilie. Lustig könnet ihr seyn, aber nur nicht ausgelassen.

Ludwig. Und nun setze ich mich, bitte mir Feder, Tinte und Papier aus.

(Er setzt sich an den Tisch, und Karl und Emilie bringen ihm Feder, Tinte und einen Bogen Papier).

Ludwig. Mein guter Vater will, daß ich einen Brief an meinen vorigen Lehrer schreiben soll, der seit einem Jahre Prediger in Langendorf ist. So viel zur Nachricht: und nun kann der Tumult angehen; denn jetzt wird ernstlich geschrieben.

(Indem Ludwig schreibt, schwärmen Heinrich und Therese um den Tisch her, und spielen Haschens. Emilie liest laut aus einem Buche vor. Karl spielt auf einer Violine. Wilhelm und Adolph erzählen ein Geschichtchen, das Ludwigen sehr nahe angeht; sie dichten Manches hinzu, um ihn zu reitzen, von seinem Papiere weg zu sehen, die Feder niederzulegen, und ihnen zu antworten; Ludwig läßt sich aber nicht stören. Franz und Leopold kommen einer nach dem andern und fragen bald dies, bald das. Ludwig bleibt aber gefaßt und schweigt).

Ludwig. Jetzt wäre ich mit meinem Briefe fertig, und, wie ich nicht ohne Erstaunen merke, er ist ziemlich lang geworden. Wer von Euch will ihn vorlesen? Mir kann es gleich gelten, wer es sey.

(Karl liest Ludwigs Brief vor. Einige Schreibfehler wurden ihm zur Last gelegt; der Brief aber selbst war zusammenhängend und sehr rührend geschrieben. Er gefiel allen außerordentlich).

Adolph. Freund Ludwig, Du hast wirklich hier ein kleines Meisterstück gemacht. Keiner von uns wird Dir es zuvor thun.

Ludwig. Geschenkt habt Ihr mir nichts. Bunter durch einander konnte es nicht gehen. Wilhelm aber, und Du lieber Adolph, Ihr hättet mich bald irre gemacht, denn immer wollte ich Euch widersprechen, wenn Ihr Dinge von mir sagtet, die mir nicht gleichgültig seyn konnten.

Adolph. Nun will ich mich setzen, und den zweiten Brief schreiben. Diesen Brief will ich an Ludwigs Schwester richten. Ich will Ihr melden, daß Ihr Bruder dieses neue Spiel angegeben, will Ihr

schildern, welches Vergnügen er uns dadurch gemacht, und wie er alle unsere Erwartungen durch den Brief an seinen Lehrer, übertroffen habe.

Ludwig. Freundchen, laß das nur seyn! Wenn ich, ich selbst der Ueberbringer seyn müßte, so würde Sophie das nicht wenig lächerlich finden. Schreibe lieber einen Brief über einen andern Gegenstand.

Adolph. Nein, nein! Ehre dem Ehre gebührt. Ich schreibe, und gelingt der Brief, so wird sich schon Jemand finden, der ihn Deiner Schwester einhändigen wird.

Ludwig. Wenn es denn nicht anders seyn soll und muß, so darf ich nichts dawider haben.

(Adolph setzt sich und schreibt).

Leopold (findet zwey kleine hölzerne Flinten, die Heinrichen gehören). O, sieh, sieh doch! Franz! Hier finde ich just zwey Flinten; nun wollen wir Soldaten spielen. Das soll ein Exerziren geben! Ich bin der Kor-

poral, Du bist der Rekrute, den ichs Exerziren lehre. Hier nimm Deine Flinte.

(Franz nimmt die Flinte).

Leopold. Und nun! Stellt euch! Habt Acht! Präsentirt das Gewehr!

(Leopold machts ihm vor. Franz stellt sich äußerst ungeschickt und faßt das Gewehr verkehrt an, daß der Kolben statt des Laufs in die Höhe kommt. Leopold wird böse, schilt und drohet, den Rekruten zu fuchteln).

[Karl spielt einen muntern Tanz auf der Violine. Emilie sitzt am Claviere, spielt und singt zugleich. Heinrich und Therese tanzen und trällern sich ihr Stückchen dazu. Wilhelm sitzt am Tische, woran Adolph schreibt, und erzählt Adolphen etwas vor, das ihm vom Schreiben abziehen soll. Ludwig steht hinter Wilhelm, und sieht, was Adolph schreibt, und macht Glossen darüber. Adolph fährt einige Mal auf, und bittet: Lasset doch nur ein wenig nach, denn ihr machts wirklich gar zu bunt. Alle lachen ihn aus. „Bunt durcheinander muß es gehen," antwortet Ludwig. Bunt durcheinander muß es

gehen," sprechen ihm auch selbst Therese und Heinrich nach. Alle treiben ihr Wesen ärger, als zuvor. Adolph verschreibt sich wieder, und so oft er sich verschreibt, stampft er mit dem Fuße. Endlich springt er auf und will den Brief zerreißen.

Ludwig. Ah! So haben wir nicht gewettet. Dein Brief muß öffentlich und laut vorgelesen werden.

Adolph. Was Du wol denkst! Das einfältige Zeug.

Ludwig. Kann nichts helfen. Was Du geschrieben hast, wird gelesen. Das macht ja eben den größten Spaß.

Adolph. Wenn es nicht anders ist, muß ich mirs schon gefallen lassen.

Ludwig (liest den Brief laut vor. Es kommen alle vor Lachen fast außer sich, die den Brief anhören. Heinrich und Therese lachen aus Herzensgrunde; und Adolph sogar kann sich des Lachens nicht enthalten.

Adolph. Man sollte nicht glauben, daß es einem so schwer werden sollte, bey solchem Gelärme etwas vernünftiges und zusammenhängendes schreiben zu können,

wenn man solchen Lärmen nicht gewohnt ist.

Ludwig. Dieser Brief muß aufgehoben werden, so wie alle unsere Briefe, bis meine Schwester und Hannchen ein Mal wieder bey uns sind.

Wilhelm. Ist Dir der erste Versuch so ganz mißlungen, wie wird es erst uns ergehen? Aber ich habe ein Bedenken, warum Ludwigen das so leicht werden konnte, was doch für Dich so viel Schwierigkeiten hatte. Ludwigs Brief, so dünckt michs wenigstens, habe ich irgend wo schon gedruckt gelesen.

Ludwig. Du bist nicht wol bey Troste.

Wilhelm. Gewiß, ich irre mich nicht. Willst Du diesen Verdacht nicht auf Dir sitzen lassen, so nimm die Feder wieder, und schreibe einen zweyten Brief. An wen? und wohin? das erfährst Du von uns.

Ludwig. Werde ich nicht zum zweyten Male schreiben! Der Himmel weiß, was Ihr von mir verlangen könntet.

Wilhelm. Du sollst diesen Brief über einen leichten Gegenstand schreiben, über einen Gegenstand, worüber nicht schwerer zu schreiben ist, als was Du an Deinen vormaligen Lehrer schriebst.

z. B. Du sollst an Karls und Emiliens Vater schreiben, und ihm im Nahmen unser Aller danken, daß er der Stifter unsers Kränzchens war. Darüber läßt sich viel schreiben, und es kann auch nicht schwer seyn. Was meynen die Uebrigen von der Gesellschaft?

[Alle stimmen einmüthig Wilhelm bey].

Ludwig. Wie Ihr aber auch so seyn könnet! Hätte ich das gewußt, Ihr hättet im Leben nichts von diesem schönen Spiele erfahren sollen.

Wilhelm. Rechtfertige Dich; wir gehen nicht ab, bis Du uns auf diese Weise überzeugt hast, daß mein Verdacht ganz ungegründet gewesen sey.

Ludwig. Will ich wohl, oder übel, so muß ich's schon thun.

[Er setzt sich an den Tisch, nimmt die Feder in die Hand und schreibt].

Was denkt ihr, Leser und Leserinnen! Wird sich Ludwig rechtfertigen?

IV.

Das wohlthätige Wirthshaus.

Spielende Personen:

Karl.

Emilie.

Julie.

Sophie.

Hannchen.

Friedrike.

Adolph.

Wilhelm.

Ludwig.

Dieses Spiel wird im Zimmer gespielt.

Emilie. Heute ist an unserm Adolph die Reihe, uns ein neues Spiel für unser gesellschaftliches Vergnügen vorzuschlagen.

Adolph. Ich werde mich nicht ausschließen, da bereits schon Karl und Emilie zwey Mal und sogar auch Ludwig für uns gesorgt haben. Ob ihnen aber mein Spiel angenehm seyn wird?

Emilie. Ich zweifle keineswegs. Gespielt wird es wenigstens; denn manches Spiel macht sich weit hübscher, wenn es gut ausgeführt wird, als man es von der wörtlichen Beschreibung desselben erwarten sollte. Und Dein neues Spiel heißt?

Adolph. Das wohlthätige Wirthshaus.

Ludwig Wie? das wohlthätige Wirthshaus? — Von diesem Spiele habe ich noch nichts gehört.

Adolph (lächelnd) Das kann seyn, denn es ist von meiner eigenen Erfindung.

Ludwig. So laß es hören! Von Dir läßt sich schon etwas erwarten.

Adolph. Meine Idee ist folgende: In einer einsamen Heide liegt an einem hübschen Wäldchen ein ansehnliches Wirthshaus. Ein reicher, guter, wohlthätiger Mann hat es erbaut. Vornehmen Leuten, die mit Kutschen und Pferden ihre Reisen machen, verstattet er keinen Aufenthalt; wol aber dem är-

meren Wanderer, der zu Fuße reißen muß. Der wohlthätige Erbauer dieses Wirthshauses besorgt die Wirthschaft selbst. Er hat Söhne, er hat Töchter, und nur einen Knecht und ein Dienstmädchen. Die rauschenden Freuden der großen Welt ekelten ihm an, weil er ihrer überdrüßig geworden war, und so zog er denn mit seiner Familie in diese Einsamkeit. Ihm sind die guten natürlichen, fleißigen Menschen, die sich es ein wenig sauer werden lassen müssen, wenn sie in der Welt fortkommen wollen, die liebsten. Er sucht ihre Gesellschaft, und unterstützt sie oft sogar, so viel ihm seine Kräfte erlauben. Was der sonderbare Mann sich aber dabey ausbedungen hat, wird Manchem unter uns ziemlich auffallen. Er hat die Grille, Niemanden eine Nacht zu beherbergen, wenn er sich nicht in der Welt ein wenig umgesehen hat. Man kann freylich kaum drey, vier Meilen weit von dem Städtchen, worin man gebohren und erzogen worden ist, weggekommen seyn, und man kann dessen ungeachtet doch auf den Charakter eines guten Menschen Anspruch machen; aber wer kann manchen Menschen ihre sonderbaren Grillen nehmen? Wer nun bey ihm einkehren und Herberge haben wollte, mußte die Welt gesehen haben; und je mehr er gesehen hatte, und je mehr er erzählen konnte, desto lieber hatte er ihn alsdann, und desto besser hatte es dieser. Fand er nun an dem Wanderer einen artigen Menschen, so durfte sich dieser bey ihm so lange aufhalten, als er wollte und konnnte. Er räumte ihm ein nettes Stübchen ein; gab ihm ein weiches Bett; Wein und Bier, Thee und Kaffee konnte er wählen, wie und wann er wollte; er aß an seinem Tische mit: kurz er behandelte ihn auszeichnend, und gerade so, als

wenn er zu seiner Familie gehöre. Der Reisende zahlte nichts für seine Zeche, wenn er Abschied nahm, und war dieser arm, so gab er ihm bestimmt einen, zwey und mehr Thaler zum Reisegelde. Indeß hielt es immer schwer, ehe einem dieses Glück zu Theil wurde. Der Reisende mußte seine Reisetour angeben, die er genommen hatte. Der sonderbare Wirth hatte die besten, neuesten Landkarten, und sah nach, ob auch alles seine Richtigkeit habe, und ob sich das mit der Wahrheit bestätige, was der Reisende angab. Der Pilgrim mußte die vorzüglichsten Städte herausheben, die er gesehen hatte. Wenn dies geschehen war, so erlaubte er ihm, in seinem Wirthshause wenigstens eine Nacht bleiben zu dürfen, und eine seiner Töchter mußte ihm den Ehrentrunk reichen. Dieser Ehrentrunk war gemeinhin ein recht guter Wein. — Am Abend nahm der Wirth den Fremdling in sein Zimmer. Er und seine Familie setzte sich in einen Halbzirkel um den Fremdling her, und dann mußte dieser erzählen. Befriedigte er die Wißbegierde des sonderbaren Mannes, so genoß er diese ausgezeichneten Vorzüge, die ich bereits schon angeführt habe. Derjenige Fremdling aber, der seine Unwissenheit schon beym Eintritte in dieses Haus verrieth, bekam nichts als einen schlechten Trunk reinen Quell-Wassers, und ein Stückchen trocknes Brod. Die Windbeutel aber kamen garstig bey ihm weg. Er, seine Frau und seine Kinder nahmen gewöhnlich geflochtene Stricke, und wiesen ihm unter eben nicht sehr sanften Schlägen den Weg weiter fort.

Ludwig. Ey, das ist ein Spiel von meiner Sorte! Da giebts denn doch endlich ein Mal wieder einen Plumsack, der seit vier Wo-

chen fast ganz bey uns aus der Mode gekommen ist.

Adolphs in Vorschlag gebrachtes Spiel wurde mit allgemeiner Theilnahme und großem Vergnügen aufgenommen.

Emilie. Darauf will ich wetten, daß dieses Spiel meinem Vater Freude machen wird. Es ist eine recht romantische Idee; und diese liebe ich. Ihr könnt's gar nicht glauben, wie sehr ich das Romantische liebe.

Ludwig. Heute wollen wir es aber noch nicht vor ihm, sondern nur noch für uns spielen. Haben wir es besser in Uebung, dann wird auch sein Vergnügen größer seyn.

Emilie. Kommt er zu uns, o dann spielen wir es doch fort; denn Du hast es jüngst von ihm gehört, daß ihm die Spiele, die uns augenblicklich einfallen, lieber sind, als worauf wir uns vorbereitet haben.

(Alle stimmen Emilien bey.)

Karl. Adolph hat die Idee angegeben. Er mag den sonderbaren Wohlthäter machen.

Adolph. Es ist mir lieb, daß Ihr mir zuvorgekommen seyd. Ich würde mir diese Rolle ohnedies von Euch ausgebeten haben.

Hannchen. Nun, Adolph! ordne das Spiel an; ich kanns kaum erwarten.

Adolph. Du wirst auch eine kleine Rolle dabey haben, die Dir vielleicht nicht unangenehm seyn wird. So viel im Voraus für Dich. Und nun zur Anordnung des Spiels selbst. Ich soll, und ich will also der Wirth seyn. Die Frau des Wirths ist ein sehr gutes Weibchen. Sie fragt die Fremden gern, wenn sie Abends unter ihrer Familie sitzen, nach dem gesellschaftlichen Tone und der Lebensart, die an den Orten im Allgemeinen herrscht, wo diese sich eine Zeit lang aufgehal-

ten haben. Ich bitte Emilien, daß sie diese Rolle übernehme. Die Frau Wirthin hat drey Töchter. Die älteste heißt Julie; sie ist ein liebes, wirthschaftliches Mädchen, und erkundigt sich gern nach den Naturprodukten, die in den Gegenden vorzüglich einheimisch geworden sind, wodurch der Fremdling reiste. Ich darf nicht erst äußern, wer diese Rolle übernehmen möchte.

Julie. Ich soll sie doch wol übernehmen? — Wenn sonst niemand Ansprüche darauf macht, so habe auch ich nichts dagegen. Uebrigens danke ich Adolphen für seine gute Meynung, die er von mir hat.

Adolph. Die zweyte Tochter eine Liebhaberin des Neuen und des Schönen, zieht von den Fremdlingen Erkundigungen über Moden und solche Dinge ein, die mit diesen in Verbindung stehen. Es ist ihr nicht zu verdenken; denn in diese einsame Heide verirrt sich weder die elegante Zeitung, noch ein anderes Modejournal. Der Vater meynt zwar, daß dieses kein Unglück für sie sey; sie aber sehnt sich doch öfters nach einigen Nachrichten aus der eleganten Welt, um sich darnach zu bilden.

Hannchen. Ist das die Rolle, die Du mir vorhin schon zugedacht hattest, so muß ich Dir, lieber Adolph! frey gestehen, daß sie mir wenigstens nicht angenehm ist.

Sophie. Nun, wenn Dir diese Rolle nicht gefällt, so übernehme ich sie, und zwar übernehme ich sie sehr gern.

Adolph. Da wäre ich ja aus aller Verlegenheit. Auch war es vorhin schon in meinem Plane, Sophieen um diese Rolle zu bitten. Der Wirth hat noch zwey Töchter. Die eine liebt die Musik. —

Friderike. Diese Rolle kann ich nicht übernehmen, denn ich würde mich dabey wie der Blinde bey der Farbe benehmen, weil ich nicht musikalisch bin.

Hannchen. Diese Rolle übernehme ich!

Adolph. Das konnte ich mir wol denken.

Friederike. Und was mache ich denn bey der Sache?

Adolph. Du bist etwas älter, als Hannchen; Du sollst dem Fremdling jedes Mal, wenn ich dir mit einem freundlichen Kopfnikken das Zeichen gebe, den Ehrentrunk reichen, sowol wenn er gekommen ist, als wenn er wieder abreiset. — Mache ich ein finsteres Gesicht, so bringst Du — doch das will ich Dir schon sagen, was Du ihm dann bringst. Der Wirth hat zwey Söhne, die fragen denn die Fremden über Manufakturen, Fabriken, über Handlung, Gewerbe u. s. w. Was wir nun zu diesem Spiele weiter noch brauchen, das wird erstlich ein Tisch seyn, den wir in die Mitte stellen, und um welchen wir uns in einen Halbkreiß hersetzen. Zweytens brauchen wir zwey Krüge. Der eine wird mit Bier angefüllt, und in diesem befindet sich der Ehrentrunk. Der andere wird auch angefüllt; womit? erfährt Friederikchen bald von mir. Und nun letztens müssen wir uns Plumpsäcke machen.

Ludwig. Und das ist das Beste bey der Sache.

(Adolph, Karl, Wilhelm und Ludwig loosen, wer von ihnen zuerst die Rolle des reisenden Fremdlings machen soll.)

(Während Karl diese Loose macht, und diese drey loosen, bereiten die Mädchen den Tisch zu, und bringen die Krüge. Der eine ist mit Bier, und der andere mit Was-

fer nach Adolphs Anordnung gefüllt. Auf Karln ist das Loos gefallen, der erste Reisende zu seyn; ihm folgt Ludwig; diesem Wilhelm nach. Karl gehet hinaus, um sich in einen Reisenden umzukleiden. Adolph ordnet an, wie die Gesellschaft sitzen soll. Er nimmt seinen Platz in der Mitte; zu seiner rechten Seite sitzen: Emilie, Ludwig, Sophie; zu seiner linken: Julie, Wilhelm, Hannchen. Karl tritt herein, hat einen runden Hut auf, in seiner Hand einen Reisestock, auf seinem Rücken ein Reisebündel.)

Adolph. Was willst Du?

Karl. Ich bitte um Herberge. In einer Stunde wirds Nacht; die Heide ist noch lang. Unter freyem Himmel kann ich nicht liegen bleiben; es ist rauh und kalt; schon fliegen einzelne Schneeflocken, und es kann diese Nacht einen starken Schnee legen.

Adolph. Das glaube ich wol. Aber mein Wirthshaus steht nicht für jeden Wandersmann offen. Wer ist Er?

Karl. Ein Maurergesell.

Adolph. Der Nahme?

Karl. Albert Reinthal.

Adolph. Woher gebürtig?

Karl. Aus der Residenzstadt Dresden, im Churfürstenthume Sachsen.

Adolph. Woher kommt Er jetzt?

Karl. Von meiner Wanderschaft aus Italien. In Rom habe ich mich zehn Jahre lang aufgehalten.

Adolph. Wie? ein Maurergesell, und nach Italien gewandert?

Karl. O, wer etwas sehen und lernen, wer seinen Geschmack und seine Kunst bilden will, der hat nichts gesehen, wenn er nicht die

prächtigste aller Städte, wenn er nicht Rom gesehen, und sich darin eine Zeitlang aufgehalten hat.

Adolph. Das hätte ich am allerwenigsten von einem Maurergesellen erwartet. Mahler, Bildhauer, Kupferstecher reisen wol dahin, um ihre Kunst auszubilden; aber ein Maurergesell ist doch nur ein Handwerksbursche. Die Maurer gehören zu den Handwerksleuten.

Karl. Um Verzeihung! Mancher Handwerksmann kann sich auch mit seinen Arbeiten nahe an die Grenzen der Kunst wagen; und was ein wahrer Maurer ist, muß sogar ein Künstler seyn. Wie das möglich seyn kann, würde ich Ihnen durch einige Risse beweisen, wenn ich mein Reisebündel auspacken könnte.

Adolph. (weit freundlicher als zuvor, und mit vieler Güte) Aber das hätte ich Ihnen nicht zugetraut, lieber junger Mann.

Sophie. (zu Ludwig heimlich, doch daß ers hören kann) Ich auch nicht! denn wenn man ihn nach seinem Anzuge beurtheilen wollte, so = =

Karl. (Sie unterbrechend) Liebe Mamsel! wenn ich nicht auf Reisen bin, so weiß ich mich gewiß auch anständiger zu kleiden. Ich mache meine Reisen alle zu Fuße; da liebt man denn das Bequemliche in seinem Anzuge; die bessern Kleidungsstücke hat man eingepackt. Ehe man sichs versieht, kommt ein Regenwetter; und man würde sich viel zu Schanden machen müssen.

Adolph. Keine Entschuldigung weiter, lieber junger Mann! wir sind verständig genug, daß wir wissen können, der Mann dürfe nicht immer nach seinem Rocke beurtheilt wer-

den. Haben Sie denn die Risse selbst gezeichnet, die Sie bey sich haben?

Karl. Ja! Wer gründlich und mit Geschmack Architektur studieren, und nicht bey dem Alltäglichen stehen bleiben will, der thut das schon gar nicht anders. —

Adolph. O, das glaube ich recht gern. Aber Sie haben mich zu aufmerksam gemacht, als daß ich nicht gern von Ihnen wissen möchte, wie Sie diese Ihre Tour gemacht haben.

Karl. Damit will ich Ihnen gern dienen, wenn es Ihnen Vergnügen macht. Ich reisete vor 13 Jahren schon aus meiner Geburtsstadt ab, und nahm meinen Weg auf Meißen, berühmt durch die Porzellainfabrik, und durch die herrliche Gegend, die man zwischen Meißen und Dresden findet. Von Meißen ging ich nach Oschatz, einem Mittelstädtchen; von Oschatz nach Wurzen; von Wurzen nach Leipzig. Zwischen Wurzen und Leipzig besuchte ich den nicht unbedeutenden Garten zu Machern, der dem Geschmacke des Herrn Grafen von Lindenau wirklich Ehre macht. In Leipzig habe ich mich ein Jahr lang aufgehalten, denn in allen Städten verweilte ich gern, wo ich bedeutende Merkwürdigkeiten fand, sie mochten nun zu meinem Fache gehören, oder nicht. In Leipzig habe ich als Gesell nicht in Arbeit gestanden. Mein Vetter, ein recht guter, wohlthätiger und vermögender Mann unterstützte mich, daß ich hier meine Kenntnisse bereichern konnte, zu welchen ich in Dresden den ersten Grund legte. Es waren dazumal die neuen, schönen Anlagen um die Stadt beynahe vollendet. Der Bau der trefflichen Nikolaikirche wurde mit großem Eifer betrieben. Ich lernte den berühmten Oeser, einen der vorzüglichsten Maler unserer Zeit, kennen.

Ich fand ihn, als er an dem herrlichen Gemälde über dem Altare arbeitete. Auch lernte ich den Baudirektor Dauthe kennen, der vorzüglich sich durch den Bau und die Anordnung des Ganzen der eben erwähnten Kirche, die er einzig dirigirte, berühmt und sich einen dauernden Nahmen erworben hat. Von Leipzig nahm ich meinen Weg über Hof nach Bayreuth; von Bayreuth nach Nürnberg; von Nürnberg nach Augsburg; von da nach Inspruck auf Trient und von da nach Venedig; von Venedig reisete ich bis Ankona — einer großen Handelsstadt, die bedeutendste im ganzen Kirchenstaate, überhaupt im südlichen Italien, wo man sonst wenig Indüstrie und Thätigkeit, was das Fabrik- und Manufakturwesen anbetrift, bemerkt — zu Wasser, und von Ankona ging ich nach Rom.

Sophie. In Rom herrscht wol eine vorzügliche Eleganz? Von einer Stadt, die so prächtig seyn, und ausgezeichnete Schätze alles Schönen in den Künsten besitzen soll, läßt sich das nicht anders erwarten; Rom wetteifert wol in den Moden mit Paris und London?

Karl. Gerade das Gegentheil. Nirgends wird der Göttin der Mode weniger gehuldiget, als hier. Da kennt man kein Modejournal; weder Englands, noch Frankreichs noch Deutschlands Flugblätter dieser Art: was denn wol ganz natürlich zu seyn scheinet; denn Rom hat zu wenig Handels-Verbindungen mit Paris und London.

Sophie. Nun, da würde mirs dort nicht besser gehen, als hier. Ich kann nicht begreifen, wie Menschen, die auf Bildung und Geschmack Anspruch machen, ohne Modejournale leben können!

Adolph (mit einem sanften Verweis) Meine Tochter, daß Du doch Deine Leidenschaft nie verbergen kannst! Störe Deines Vaters Aufmerksamkeit nicht weiter durch dergleichen Fragen über so geringfügige Dinge. Nun weiter, mein lieber Fremdling.

Karl. Von Rom aus besuchte ich oft Neapel. Dort habe ich auch unter den unzähligen Merkwürdigkeiten, die man hier überall antrift, das Wunder der Natur, den Vesuv, nicht nur gesehen, sondern auch selbst bestiegen.

Adolph. Und von Rom aus ging mein lieber Fremdling denselben Weg wieder nach Sachsen zurück?

Karl. Nach Sachsen ging ich wieder zurück; aber ich nahm einen andern Weg, den Weg über Bologna, Modena, Mantua. Trento, Augsburg nach Nürnberg. Von Nürnberg zog ich mich nach Frankfurt am Main. In dieser Gegend habe ich mich vom Junius bis zum August aufgehalten, und nun komme ich gerade von Frankfurt über Eisenach, Gotha und Weimar, Erfurt, Naumburg, dessen Einwohner mir recht viel von dem seit 1432 alljährlich den 27. Julius gefeyerten Kirschfeste erzählten.

Ludwig. Was ist das für ein Fest?

Adolph. Nicht doch! Nicht doch! Ihr sollet alles erfahren! Der Herr soll Euch alles noch erzählen, was Ihr wissen wollet; störet mich nur jetzt nicht!

Karl. Von Naumburg ging ich nach Weißenfels; betrachtete mir in dieser Gegend die durch Sachsens jetzt regierenden edeln Chur-

fürsten neuerbaueten Kanäle, und von Weißenfels ging ich über Lützen nach Leipzig. Bey Lützen besah ich das einfache Denkmal des großen schwedischen Königs, Gustav Adolphs, der für das Wohl der Menschheit sein Leben aufopferte. Es war nur ein gemeiner Stein — aber ich empfand viel auf dieser Stelle. Hier sah ich auch die sächsischen Salzwerke vom Dürrenberg rauchen. Meine Wißbegierde lockte mich dahin, und ich fand viel Merkwürdiges —

Adolph. Halten Sie ein, lieber Fremdling. Sie müssen von ihrem vielen Sprechen durstig geworden seyn. (Er nickt Friedrikchen) Ich will Ihnen den Ehrentrunk reichen lassen.

[Friedrikchen bringt ihm den Krug mit dem Ehrentrunk. Karl trinkt und dankt für dieses Labsal.]

Adolph. Sie müssen von einer so weiten Reise abgemattet seyn, bedürfen Ruhe, um sich wieder zu erholen. Bleiben Sie einige Tage bey mir. Es soll Ihnen an nichts fehlen. Ich verlange weder Quartiergeld, noch Zeche von Ihnen. Alles, alles, so gut wir es haben, soll Ihnen gereicht werden. Dafür bedinge ich mir aus, daß sie mir und den Meinigen, also in unserm trautesten Familienzirkel, von den merkwürdigsten Städten und Gegenden, jeden Abend etwas erzählen und uns belehren.

[Karl nimmt das Anerbieten an, und Adolph erlaubt ihm, sich zwischen Emilien und Sophieen zu setzen.]

Adolph. Heute giebts nicht viel Reisende auf der Straße. Es läßt sich keiner sehen.

Ludwig. Väterchen! gedulden sie sich — dort sehe ich schon einen kommen.

[Ludwig stehet auf, um hinaus zu gehen, und dann als Reisender wieder zu kommen.]

Sophie (zu Ludwig heimlich ins Ohr) Sieh Dich vor, lieber Wandersmann, daß Du nicht schief ankommst. Wasser ist eben nicht Dein Lieblingstrank, und denke vorzüglich an die Plumpsäcke.

Ludwig. Das hat nichts zu sagen.

Die Fortsetzung im zweyten Bändchen.

V.

Die stummen Sprecher.

Oder:

Das Blumenspiel.

Im Frühling und im Sommer wurde das Sonntagskränzchen in Herrn Möhlmanns Garten gehalten. Die jungen Theilnehmer an diesem wöchentlichen Vergnügen hatten sich entschlossen, sich, vorzüglich während des Frühlings bis zur Hälfte des Sommers, in der Kräuter-, Pflanzen- und Blumenkunde einige Kenntnisse zu erwerben. Es war ihnen nicht genug, die Nahmen, die Farben und äußeren Kennzeichen der Kräuter, Pflanzen und Blumen zu wissen; sie wollten auch die innern Kräfte und den Gebrauch derselben kennen lernen. Bey dieser Gelegenheit bildeten sie sich gewisse Charaktere an den Blumen, Kräutern und Pflanzen, und benützten solche dann als Sinnbilder. So wurde ihnen die Rose zum Bild der Schönheit und Unschuld; das Veilchen zum Bilde der Bescheidenheit rc. Einige dieser Blumen, Kräuter oder Pflanzen wurden in ein Sträußchen gebunden. Der Ueberbringer mußte stumm seyn und statt der Worte diente ihm sein Sträußchen. Man mußte nun ra-

then, was seine Blumen u. s. w. ausdrücken und erklären sollten.

Wilhelm war der erste, der sein Sträußchen brachte, denn von ihm war die Idee dieses Spiels. Er brachte zwey Sträußchen. In dem einen befand sich eine Rose, eine Lilie, ein Veilchen. — Dieses gab er Emilien; und diese mußte erklären, was sie sich unter diesen Blumen vorstelle, und mußte so den Sinn dieser stummen Sprecher enträthseln. Sein zweytes Sträßchen brachte er Sophieen. In dieses hatte er eine Sonnenrose gebunden, eine gelbe Rose und eine halbverdorrete Rosenknospe an deren Stiel sich mehr Stacheln befanden, als die Blume Blätter gehabt haben würde, wenn sie aus dieser Knospe hätte aufblühen können. Auch Sophie mußte den Sinn errathen, den Wilhelm gehabt hatte, als er diese Blumen zusammen in sein Sträußchen vereinte, ohne daß Wilhelm ein Wörtchen davon verrathen durfte.

Emilie schlug, als sie Wilhelms Sinn errathen hatte, ihre Augen nieder, und ihre Wangen wurden so roth, als die Rose, die sie in ihrer Hand hielt.

Sophie errieth den Sinn ihres Sträuschens ebenfalls. Sie knipp ihre Lippen vor heimlichem Aerger zusammen, und lächelte höhnisch. Statt daß sie in sich gehen, und sich hätte schämen sollen, äußerte sie, daß sie sich nichts daraus mache, und daß es ihr einerley sey, ob ihr Wilhelm etwas schönes sage, oder nicht. Es kam zwischen Beyden zu einigen Verdrüßlichkeiten, obgleich Wilhelm sie beruhigen, und seinen Einfall einen nicht genug überlegten Scherz nennete.

Die ganze Gesellschaft mischte sich unter die Beyden, und bald gelang es ihnen, den lieben Frieden wieder unter ihnen herzustellen. Sophie sagte: daß sie sich gewiß bey Wilhelm wieder abfinden und ihm dann nichts schenken werde. „Und Du sollst sehen, daß ich nicht darüber zürnen werde," erwiederte Wilhelm, und küßte freundlich Sophieens Hand.

Ende des ersten Bändchens.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Claudius, Georg Carl,

Karls und Emiliens vergnügte Spielstunden Oder: neue Kinderspiele für eine gesellige, muntere und lehrreiche Unterhaltung Dem Alter von 8 bis 14 Jahren gewidmet ; Mit Kupfern
Bd.: 1

Leipzig [1803]

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Paed.346
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11301507-6